

APOLOGETISCHE BLÄTTER

Mitteilungen des Apologetischen Instituts des Schweizerischen katholischen Volksvereins

Zürich, Auf der Mauer 13 Telefon 28 54 58 Postcheck-Konto Zürich VIII 27842

Erscheint zweimal monatlich. Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet.

Nr. 12/13

9. Jahrgang

30. Juni 1945

INHALT: Pius XII. und die Arbeiter Italiens: Einleitung: die katholischen Maquisarden vor und nach dem Frieden — Ansprache des Papstes (11. März 1945): 1. katholische Arbeitervereine notwendig — 2. zur Frage der Einheitsgewerkschaft — 3. zur Sozialisierung der Betriebe und von der höheren Einheit der Berufsgruppen — Abschliessende Betrachtung: der Papst als Verteidiger der Persönlichkeit und wahren Gemeinschaft.

Bilanz des Krieges für das deutsche Volk: Ein zweiter Hirtenbrief von Erzbischof Gröber: zur Frage der Kollektivschuld — Die Gefangenen ein Mittel zum Verständnis — Die Toten — Die Kriegsverletzten und das ganze Volk — Die Aufgabe — Ausblick.

Die Wahrheit über Jugoslawien: Geschichtliches Erbe — Widerstandsbewegungen — die jetzige Lage der Katholiken in Jugoslawien.

Die Christliche Demokratie und die anderen Parteien in Italien: Christliche Demokratie und die Kommunisten — die liberale Partei — die Aktionspartei — die Sozialisten — Ausblick und Nachwort.

Ex urbe et orbe: Kollektivismus in der Ethik — Russisches — Das schweigende Deutschland — Europa — Kleine Notizen.

Ein neuer Psalmentext zum Breviergebet: 1. Die Herstellung des hebräischen Urtextes — 2. Eine befriedigende lateinische Uebersetzung.

Katholische und protestantische Ehereform: ein Beitrag zur Ueberwindung des Liberalismus.

Pius XII. und die Arbeiter Italiens.

Man pflegt heute zu sagen: Nach dem Niederringen des Feindes gilt es, den Frieden zu gewinnen. Ungleich schwieriger ist diese zweite Aufgabe zu lösen als die erste, gilt es doch hier, positiv konstruktive Arbeit zu leisten. Im Vordergrund der Problematik steht dabei die soziale Frage. Es ist vor allem ein Schritt vorwärts zu tun in der Sozialisierung und Demokratisierung der Wirtschaft, jenem Gebiet, das sich in der liberalen Demokratie so unheilvoll offen zeigte gegenüber dem Aufkommen des Kapitalismus, der Ausbeutung des Arbeiters und dem Entstehen von Klassegegensätzen.

In den heute befreiten Ländern hat die Zeit der Illegalität, in der sich Katholiken und Protestanten mit Sozialisten und Kommunisten gegen den gemeinsamen Bedrucker eng zusammenschlossen, den Boden für diese Aufgaben zweifellos gelockert. Viele Vorurteile einstig politischer Gegner fielen, und nicht selten knüpfte der im gemeinsamen Widerstand gefundene persönliche Kontakt Bande echter Freundschaft zwischen aufrechten Persönlichkeiten, die weltanschaulich weit auseinander standen.

Für die Katholiken ergibt sich aus dieser Lage eine Reihe grundsätzlicher und taktischer Fragen von grösster Tragweite. Dass auch sie gewillt sind, an der durch die Welt gehenden Bewegung der Demokratisierung aktiven Anteil zu nehmen, zeigt nicht nur des Papstes Weihnachtsbotschaft, sondern vielleicht noch eindrücklicher die führende Rolle der Katholiken in den verschiedenen Widerstandsbewegungen. Es handelt sich hier um eine Strömung, die Katholiken aller Länder erfasst hat. Dies aufzuzeigen ist der Sinn unserer Artikelreihen über die Widerstandsbewegungen in Frankreich, Spanien, Italien, denen noch weitere folgen werden.

Nach der Befreiung freilich ändert sich das Bild in etwa. Wo man im Negativen engstens zusammenwirken

konnte, tritt jetzt bei Inangriffnahme der positiven Arbeit die weltanschaulich bedingte Verschiedenheit naturnotwendig deutlicher hervor. Praktisch stellt sich z. B. die Frage: Sollen sich die Katholiken erneut in eigenen Organisationen zusammenschliessen oder als einzelne in anderen überweltanschaulichen Organisationen ihren Standpunkt vertreten? Wir haben in unseren Artikeln gesehen, wie diese Fragen z. B. in Frankreich und Italien bezüglich der Einheitsgewerkschaft verschieden beantwortet wurden. Ferner, wie stellt sich der Katholik zur Frage der Nationalisierung bzw. Demokratisierung der Betriebe? Wir haben auch darüber schon mehrfach berichtet (siehe: Ap. Bl. 1944, Nr. 23; 1945, Nr. 2, 7, 11).

Zu diesen vordringlichen Fragen hat sich nun auch Papst Pius XII. in einer Ansprache an den katholischen italienischen Arbeiterverein anlässlich seines ersten Nationalkongresses in Rom geäußert. Der Verein tagte eine ganze Woche hindurch und wurde zu seinem Abschluss am 11. März vom Hl. Vater in Audienz empfangen. Das Wort des Papstes gliedert sich in drei Fragen, zu denen er Stellung bezieht: 1. Ueber die Notwendigkeit katholischer Arbeitervereine. 2. Zur Gewerkschaftsfrage. 3. Zur Frage der Sozialisierung der Betriebe. Da diese bedeutsame Ansprache, soweit wir sehen, in der Schweiz noch nicht veröffentlicht wurde, bringen wir den Text mit nur geringfügigen Kürzungen.

1. Ueber den katholischen Arbeiterverein.

...«Zunächst: was bedeuten die katholischen Arbeitervereine für ihre Mitglieder? Sie sind vor allem Zellen der modernen Seelsorge. Nicht, dass sie die Pfarrei ersetzen können oder sollen, aber so, dass sie das religiöse und sittliche Fundament des Lebens der Arbeiterschaft in einer Weise pflegen und hüten, die den

besonderen Umständen dieses Lebens angepasst ist. Wenn die Feinde Christi bei den besonderen Schwierigkeiten und Fragen des modernen Arbeiterlebens einsetzen, um die Seele des christlichen Arbeiters, sein Gewissen zu verwirren und schliesslich von seinem Heiland abzubringen, dann beweist allein schon dies, dass der christliche Arbeiterverein heute ein notwendiges Mittel der Seelsorge ist; notwendig auch da, wo der Feind Christi sich noch nicht besonders regt, weil allüberall die besondere Lage und Not der abhängigen Arbeit das Gewissen auch der tiefgläubigen Menschen aufwühlt und Fragen an die religiöse und sittliche Lehre und Hilfe der Kirche stellen lässt. Tragen wir also durch den Arbeiterverein die persönliche und allgemeine Belehrung des Glaubens in das religiöse und sittliche Leben der Arbeiterschaft und ihrer Familien hinein; machen wir aus den Arbeitervereinen Zellen eines reichen sakramentalen Lebens und — als seiner besonderen Frucht — Zellen einer echt christlichen Liebestätigkeit durch Wort und Tat mitten in dieser Notzeit.

Auf diesem gefestigten religiösen und sittlichen Fundament soll dann der christliche Arbeiter durch den Arbeiterverein auch die Möglichkeit finden, sein Wissen und Können in den übrigen wichtigen Dingen des Lebens, des privaten und öffentlichen, zu erweitern. Vor allem soll der christliche Arbeiterverein dazu mithelfen, dass die Arbeiterfamilie nicht weniger als die andern Familien befähigt ist, die Kinder gut zu erziehen und einen geordneten, für Leib und Seele gesunden Haushalt zu führen.

Erfüllt der Arbeiterverein alle diese Aufgaben, dann werden von selbst aus ihm Apostel hervorgehen, Arbeiterapostel für die Arbeiter, um die ganze Umwelt des Arbeiters, den Betrieb und den Arbeitsplatz, sein häusliches Leben und seine Freizeit mit christlichem Geist zu erfüllen.

Damit berühren wir schon einen zweiten Punkt, der Uns sehr am Herzen liegt: was bedeuten die christlichen Arbeitervereine für die andern Vereinigungen der Arbeiterschaft? Wir denken da zuerst an Vereinigungen der Selbsthilfe, wie Konsumgenossenschaften, Lohn-Ausgleichskassen, aber auch an die Einrichtungen der öffentlichen Sozialversicherung, wo die Mitwirkung der Arbeiterschaft nötig ist. Ihr alle wisst, wie sehr solche an sich heilsame Unternehmen, von der Gewissenhaftigkeit, Ehrlichkeit und dem gegenseitigen Vertrauen abhängen. Ihr wisst aber auch und erfährt es täglich mehr, dass der Krieg mit seinen Folgen in der sozialen Moral des Volkes entsetzliche Verwüstungen angerichtet hat, die schlimmer sind als die materiellen. Auch die Arbeiterschaft ohne die genannten christlichen Tugenden ist sich selbst der grösste Feind. Diesen Feind zu bekämpfen, ist ein Hauptbeitrag der christlichen Arbeiter-Vereine für die übrigen Vereinigungen und Hilfswerke der Arbeiterschaft.

Werden unsere Vereine wahre Pflanzschulen der sozialen Tugenden, der Ehrlichkeit, Treue, Gewissenhaftigkeit und des Vertrauens, dann stellen sie den andern Vereinigungen die besten Mitglieder und Führer, Männer und Frauen, die in allen andern den Geist ernster Verantwortlichkeit wecken und wachhalten, ohne den keine genossenschaftliche Selbsthilfe, keine Versicherung gedeihen kann, jenen Geist des Apostelworts: «Einer trage des andern Last.»

2. Zur Gewerkschaftsfrage.

«Ein eigenes Wort noch über das Verhältnis der christlichen Arbeitervereine zu den Gewerkschaften. Man ist hier in Italien im Gegensatz zu früher zur Organisation der Einheitsgewerkschaft übergegangen. Wir können nur erwarten und wünschen, dass der Verzicht, den man dabei auch von Seiten der Katholiken geleistet hat, die erhoffte Frucht für alle bringt und keineswegs einen Schaden für die katholische Sache. Eine Grundvoraussetzung hierfür ist, dass die Gewerkschaft sich auf ihre wesentliche Aufgabe beschränkt, nämlich auf die Vertretung der mit dem Arbeitsvertrag unmittelbar gegebenen Interessen der Arbeiterschaft. Im Rahmen dieser wesentlichen Aufgabe wird die Gewerkschaft auch einen Einfluss auf die Politik und die öffentliche Meinung ausüben können und müssen. Aber darüber hinaus wird die Gewerkschaft schon in ihrem eigenen Interesse nicht gehen dürfen. Eine Entwicklung der politischen oder wirtschaftlichen Ordnung, wodurch die Gewerkschaft als solche irgendwie zum Herrn eigenen Rechts über den Arbeiter, über die Verwendung seiner Arbeitskraft oder seines Eigentums würde, wie es anderswo der Fall ist, würde die Idee der Gewerkschaft selbst aufheben, die eine Organisation der freien Selbsthilfe ist.

Unter allen diesen Voraussetzungen haben Gewerkschaft und christlicher Arbeiterverein ein Ziel gemeinsam, nämlich die Lebenshaltung des Arbeiters zu heben. Man hat von Seiten der Führer der neuen Einheitsgewerkschaft geäußert, dass die bewusst katholischen Mitglieder dem neuen Gebilde die wertvolle Gabe «des Geistes des Evangeliums» mitteilen. Wir möchten wünschen, dass diese Mitteilung erstens wirksam bleibt und zweitens den «Geist des Evangeliums» zur Grundlage gewerkschaftlicher Arbeit macht. Denn der «Geist des Evangeliums» bedeutet die in Gottes Weltordnung verankerten Grundsätze der Gerechtigkeit an Stelle der blossen Macht von Organisationen, der Liebe an Stelle des Hasses der Klassen.»

3. Zur Frage der Sozialisierung.

«Sehen wir von dem gegenwärtigen Zustand ab, der anormal ist und nur die Möglichkeit lässt, die Last der Teuerung auf Arbeitgeber und Arbeitnehmer und hier auch auf die verschiedenen Kategorien der Arbeitnehmer nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Billigkeit zu verteilen. Aber auch für normale Verhältnisse kann es sich nach «Quadragesimo anno» nicht darum handeln, die Auseinandersetzung der beiden Parteien des Arbeitsmarktes, so sehr sie auch im Geiste der Gerechtigkeit erfolgt, zum bleibenden Prinzip der sozialen Ordnung zu machen. Erst recht wäre es verfehlt, wenn jene Auseinandersetzung — ihrem eigentlichen Sinn zuwider — die Bahn der Gerechtigkeit verliesse und das, was man heute Nationalisierung oder Sozialisierung der Betriebe und Demokratisierung der Wirtschaft nennt, zum Mittel des Kampfes gegen die privaten Arbeitgeber als solche machte. Von Sozialisierung der Betriebe kann vielmehr, unter Berücksichtigung der Pflicht entsprechender Entschädigung, nur dort die Rede sein, wo sie das einzig wirksame Mittel ist, die organische Ordnung der produktiven Kräfte des wirtschaftenden Volkes zu sichern und sie auf den objektiven Zweck der nationalen Wirtschaft auszurichten, nämlich auf die dauernde Ermöglichung der materiellen

Wohlfahrt aller als Grundlage ihres übrigen kulturellen und religiösen Lebens. Und das, was man Demokratisierung der Wirtschaft nennt, wird nicht nur von der Monopolstellung einer anonymen Zusammenballung privaten Kapitals bedroht, sondern auch von der Macht der organisierten, vom Produktionsmittelbesitz getrennten Massen.

Vielleicht ist es heute an der Zeit, die Schlagworte vergangener Jahrzehnte zu vergessen und mit «Quadragesimo anno» an die Neuordnung der produktiven Kräfte des Volkes zu denken. Es gibt, wie jenes Rundschreiben Unseres Vorgängers sagt, jenseits des Unterschieds von Arbeitgeber und Arbeitnehmer eine höhere Einheit aller in der Wirtschaft tätigen Menschen, nämlich jene solidarische Verbundenheit in der Pflicht, dauernd dasselbe Gut für den Bedarf der Allgemeinheit bereitzustellen. Machen wir jene solidarische Verbundenheit in jedem Zweig der Wirtschaft zur Grundlage öffentlich-rechtlicher Selbstverwaltung. Hier ist der Weg, der, ehrlich begangen, auch die Arbeiterschaft zur verantwortlichen Teilnahme an der Leitung der nationalen Wirtschaft führt. Nur so wird man auch durch die Zusammenarbeit der verschiedenen Wirtschaftszweige den arbeitenden Menschen besser mit den andern Faktoren des Wirtschaftslebens verbinden, eine Grundvoraussetzung, damit die Arbeit ein kulturell befriedigendes Entgelt findet. Möchten doch die christlichen Arbeitervereine Italiens in dieser Notzeit, ja, erst recht wegen dieser Notzeit, jenes weitausschauende Programm der «Quadragesimo anno» nicht vergessen; solidarisieren wir die Menschen in der Wirtschaft, dann wird der neue Geist die nationale Arbeit über die Enge des Raumes und die Knappheit der Mittel triumphieren lassen.»

* * *

Aus diesen Worten des Papstes ergibt sich eindeutig, dass die katholische Kirche auf die Bildung katholischer Arbeitervereine in keinem Lande verzichten wird. Sie sind ein «notwendiges Mittel der Seelsorge», und zwar deshalb, weil in der heutigen Zeit das Gewissen speziell des Arbeiters einer eigenen Schulung bedarf. Da es sich hier um Fragen handelt, die den Lebensbedingungen des Arbeiters eigen sind, genügt es also nicht, wenn der Arbeiter einem bloss allgemeinen religiösen Verein angehört, in dem die besondere Lage der Arbeiterschaft nicht oder nur wenig berücksichtigt werden kann. Diese Worte des Papstes dürften auch für die katholische Arbeiterschaft der Schweiz nicht ohne Bedeutung sein.

Zur Frage der Einheitsgewerkschaft nimmt der Papst eine vorsichtige, abwartende Stellung ein. Ein grundsätzliches Nein liegt gegen diese Einrichtung von katholischer Seite nicht vor, vorausgesetzt, dass die Gewerkschaft ihre rein sozial-technische Funktion nicht überschreitet. Das bezeugen die Worte des Papstes eindeutig, wenn auch ebenso deutlich ausgedrückt wird, dass es sich hier um das Beschreiten eines Weges handelt, der den

Papst mit Sorge erfüllt. Die Gefahr einer weltanschaulich dem Katholiken abträglichen Beeinflussung des Arbeiters wird ebenso deutlich gesehen, wie jene einer Entrechtung seiner Persönlichkeit. Für das praktische Vorgehen anderer Länder in dieser Frage ist damit keine Präjudiz geschaffen. Im Gegenteil, wenn für das vorwiegend katholische Italien der Papst nur zögernd der Einheitsgewerkschaft zustimmt, so dürfte in anderen Ländern, in denen die Katholiken eine Minderheit bilden, und schon bestehende neutrale Gewerkschaften einen deutlichen weltanschaulichen Druck ausüben (wie z. B. in der Schweiz), doppelte Zurückhaltung, wenn nicht Ablehnung geboten sein. Zu Unrecht spielen schweizerische Linkskreise die Haltung der Katholiken des einen Landes gegen die der anderen aus und werfen der schweizerischen katholischen Arbeiterschaft soziale Verständnislosigkeit vor. Die verschiedene Haltung der uns gegenüberstehenden Kreise ist vor allem die Ursache, weshalb wir in dem einen Land die Einheitsgewerkschaft bejahen können, in dem andern verneinen müssen. Immerhin ist es möglich, dass ein Gelingen des italienischen Versuches — es ist nicht mehr als ein kühner Versuch — in anderen Ländern Nachahmung finden wird, vorausgesetzt, dass sich bei den nicht katholischen Gruppen ehrliche Bereitschaft zeigt.

Noch zurückhaltender zeigt sich der Papst in der dritten Frage der Sozialisierung oder Nationalisierung der Betriebe. Er gibt zwar zu, dass diese beim heutigen Stand der Entwicklung ein notwendiges Mittel zur Erreichung des Allgemeinwohles sein kann; aber nur, wo sie das einzig wirksame Mittel ist, möchte er sie angewendet sehen, d. h. jedes andere Mittel, das zum gleichen Ziele führt, ist diesem vorzuziehen! Der Grund für diese Stellungnahme ist das von den Päpsten stets verteidigte Subsidiaritätsprinzip, letztlich die Sorge für die Freiheit und Rechte der Persönlichkeit, die jede unnötige und widernatürliche Machtzusammenballung zu vermeiden sucht, mag diese nun in den Händen einzelner oder auch organisierter Massen stattfinden. Hier, wie im vorhergehenden Punkt wird deutlich, dass der Papst, der für die berechtigten Anliegen der heute versuchten neuen Wege volles Verständnis hat, doch die Sorge nicht los wird, dass sie erste Schritte sein können zu einer neuen Versklavung der Persönlichkeit und zur Bildung neuer totalitärer Systeme, die keine echte Gemeinschaft sind. Er kann es darum nicht unterlassen, auf den naturgegebenen Weg zur Demokratisierung der Wirtschaft, den Weg der Berufsgemeinschaften, zu verweisen. Dieses weitausschauende Programm der «Quadragesimo anno» scheint heute zum Bedauern des Papstes vielen Katholiken aus dem Blickfeld verschwunden. Wir wissen dem Papst, der in dieser Stunde der Dunkelheit als der einzige unerschütterliche Verfechter menschlicher Persönlichkeit und naturgemässer Gemeinschaftsordnung erscheint, für diese wegweisenden Worte aufrichtigen Dank.

Bilanz des Krieges für das deutsche Volk

Ein Hirtenbrief des Erzbischofs Conrad Gröber von Freiburg vom 8. Mai dieses Jahres, der sich mit dem nunmehr besiegten Nationalsozialismus auseinandersetzte, ist durch unsere Presse bereits bekannt geworden. (Im vollen Text siehe Kirchenzeitung Nr. 23—25.) Nicht weniger bedeutsam dürfte ein zweites Schreiben

desselben Erzbischofs sein, das dieser dem ersten am Fronleichnamfest folgen liess (31. Mai). Er zieht eine Bilanz des Krieges; zeigt auf, was das deutsche Volk verloren hat und befasst sich in längeren Ausführungen mit seiner Zukunft. Wir bringen aus dem Hirtenschreiben die markantesten Stellen:

«Geliebte Erzdiozesanen!

Deutschland ist auf Gnade und Ungnade besiegt. Es ist besiegt in einem Ausmass wie bisher noch niemals in seiner langen Geschichte. Jedenfalls wird man Sühne von uns fordern für die Verbrechen, die das vergangene System begangen. Die Beweise für die Untaten werden vor aller Welt in Wort und Bild verbreitet, so dass auch früher uns befreundete Nationen darüber erschauern und kein Mitleid mehr mit uns empfinden. So wenden wir, ganz der Gnade der Siegerstaaten überlassen, nur dadurch im Verlauf der Zeit eine Milderung unseres Loses erlangen können, dass wir in Demut unseren Nacken beugen und ohne Widerständigkeit den Siegerwillen erfüllen.

Das eine wird uns freilich noch als Hoffnungsstrahl verbleiben, dass wir den überzeugenden Nachweis erbringen, dass grosse Teile des Volkes keine Verantwortung trifft weder für den Krieg noch für die Greuelthaten vor dem Krieg noch während des Krieges, dass wir vielmehr innerhalb unserer Heimat als «Volksfeinde» betrachtet wurden, die man beeinträchtigte und entehrte, der Freiheit beraubte und nach dem Siege mit Gewalt zu einer neuen Weltanschauung zwingen oder ausrotten wollte.

Diese Furcht, die uns zwar zu beklemmen, aber nicht zu beugen vermochte, ist nun verschwunden. Wir atmen erleichtert auf und begrüssen eine Freiheit, die uns die Wiedererweckung des christlichen Glaubens und Lebens, in der Jugend zumal, in Bälde erlaubt.»

Die Kriegsgefangenen.

Im ersten Punkt spricht sodann der Erzbischof von den «vielen Tausenden deutscher Soldaten, die in Kriegsgefangenschaft geraten sind». Er bedauert es, dass von den russischen Gefangenen fast keine Nachricht zu erhalten sei, tröstet sich aber über ihr ewiges Schicksal mit dem Gedanken, «dass eine ziemlich grosse Anzahl deutscher katholischer Priester die Gefangenschaft der kämpfenden Kameraden teilt. Aus meiner eigenen Diözese sind es lauter Priester, deren Charakter mir dafür bürgt, dass sie sich um die ihr eigenes Los teilenden Landsleute in seelsorglicher Priesterstreue annehmen.» Er fürchtet, dass viele der Gefangenen und Vermissten ihre Heimat nie wieder sehen werden.

Im besondern denkt er an die vielen Sammellager aus der letzten Zeit des Krieges, deren er selbst eines besucht. «Ich sah junge Menschen, kaum der Schule entwachsen, ohne Flaum im Gesicht und mit dem tränenden Heimweh der Kinder in den Augen. Ich sah solche, die nur einen einzigen Tag die Waffen trugen und durch ihr Bewaffnetsein an diesem einzigen Tag nun dem Schicksal der Gefangenschaft verfielen. Die meisten von denen, die ich sprach, ertrugen ihre Gefangenschaft mit Würde und Mut und sogar mit ansteckendem Humor. Anderen aber sah man an, dass es ihnen, wie sich einer ausdrückte, «zum Heulen zu schlecht war», weil sie nun Heimat und Haus verlassen müssen, um einer unsicheren Zukunft in der Fremde entgegenzugehen. Wieviel brennende Sorge für zahllose Menschen ist durch diese Gefangennahme noch eben vor Torschluss des Krieges aufgebrochen!» Er hofft, dass viele von diesen bald aus der Gefangenschaft entlassen werden. «Ich bin fest davon überzeugt, dass nicht bloss die deutschen Bischöfe, sondern auch der Heilige Vater mit der christlichen Bitte um eine Kürzung der Gefangenschaft und eine glimpfliche Behandlung der deutschen Gefangenen an die Siegerstaaten herantreten werden.»

Er hofft ferner, dass die kath. Geistlichen anderer Länder den deutschen Kriegsgefangenen geistliche Hilfe angedeihen lassen werden. «Wenn auch durch die Sprache verschieden, sind wir ja doch durch den Glauben vereint und von der Ueberzeugung beseelt, dass ein geistlicher Dienst an einem Menschen, der einem zerbrochenen Volk angehört, die christlich fürsorgende Liebe als Feindesliebe doppelt verdienstlich macht. Sie werden sich auch daran erinnern, dass die deutschen Katholiken die Gefangenen ihres Volkes in überwiegender Zahl, wie diese selber bezeugen müssen, anständig und schonend behandelt haben und ein aufrichtiges Mitgefühl hatten mit denen, die der Krieg oft jahrelang der Heimat und Familie entriss, ohne dass es ihnen möglich war, von den Angehörigen etwas Zuverlässiges zu erfahren. Es können sogar die Kriegsgefangenen dazu beitragen, dass manche Gegensätze zwischen den siegreichen Völkern und unserem Volke sich lösen, weil sie, an Ordnung und Arbeitsamkeit gewöhnt, in Treue ihre Pflicht erfüllen und durch ihr Wissen und ihre charakterliche Bildung beweisen, dass das deutsche Volk, bei allen Verschiedenheiten und Gegensätzlichkeiten, die uns von den andern Völkern scheiden, doch auch treffliche Eigenschaften besitzt, die ihm nicht den allerletzten Platz in der Völkerfamilie einräumen. Nicht minder mag zu erreichen sein, dass durch unsere Kriegsgefangenen manche falschen Meinungen über das Christentum und den Katholizismus in Deutschland verschwinden, sofern die Gefangenen selber christlich praktizieren und davon erzählen, wie sich das religiöse Leben in Deutschland trotz aller Hemmungen durch das untergegangene System in weiten Kreisen der Bevölkerung erhielt. Wenn aber entchristlichte deutsche Menschen in die Gefangenschaft geraten und sich durch ihre religiöse Verneinung und ihre unsittlichen Auffassungen und Uebelthaten als Geisteskinder des nun gebrandmarkten Deutschland erweisen, so möge man auch hier bedenken, dass nicht etwa die Kirche oder die katholische Geistlichkeit ihre Aufgabe nicht erkannte und erfüllte, sondern dass ihnen Mächte gegenüberstanden, die die Erziehung des deutschen Menschen zum christlichen Menschen mit Raffinertheit oder unter Anwendung von Gewaltmitteln verhinderten und verboten.»

Schliesslich kommt der Erzbischof noch auf die «politischen Gefangenen» zu sprechen, «die man oft monatelang nach einer seelisch und körperlich grausamen Behandlung durch die Gestapobeamten in den Bezirksgefängnissen festhielt, um sie dann zuletzt in Dachau oder einem andern Konzentrationslager einzuliefern und Jahre hindurch einer Behandlung zu unterwerfen, die alle Stufen der Leiden eines Gefangenen bis zur mörderischen Brutalität durchlief. Viele Tausende dieser Häftlinge sind nicht mehr. Kümmerliche Reste ihrer verbrannten Leichen erinnern nur noch an das Sterbliche ihres menschlichen Wesens. Als besondere Gnade musste es empfunden werden, wenn man wenigstens die Urne mit der Asche des Heimgegangenen den Angehörigen überliess, wobei allerdings kein Beweis dafür gegeben war, dass die Urne wirklich auch die Ueberbleibsel des im Konzentrationslager Verstorbenen enthielt. Mag dem sein, wie ihm will: ihr Unsterbliches weilt bei Gott. Die noch Lebenden aber grüsse ich als ruhmwürdige Zeugen für unsern Glauben, und als Zeugen zugleich für die Verbrechen, die unter ihren Augen oder an ihnen selber geschehen sind. Daneben seien aber auch jene zahllosen anderen nicht vergessen, die zwar der Verhaftung und dem Konzentrationslager entgingen, aber Schlimmes

und Schweres durch Benachteiligung, Zurücksetzung oder Verfemung erlitten, nur weil sie an ihrem Glauben oder an ihrer politischen Ueberzeugung festhielten.»

Die Toten.

Im zweiten Teil spricht der Freiburger Oberhirte von den Toten des Krieges. «Ohne zu übertreiben, wird man sechs Millionen anrechnen dürfen, die der Krieg seit 1939 dem deutschen Volk durch den Tod raubte . . . Sie seien, so hiess es in den knappen Todesanzeigen der öffentlichen Blätter, «Für Führer, Volk und Vaterland» gefallen. Welche bitteren Gedanken verbinden sich jetzt mit der Erinnerung an diese Nachrufe, in denen zuletzt jeder christliche Anklang verschwinden musste, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, die Aufnahme in die Zeitung zu verwirken.

Und nun bedenken wir weiter, dass nicht bloss deutsche Menschen oder Menschen aus uns verbündeten Nationen im Krieg gefallen sind, sondern auch andere, welcher Völkerfamilie und welchem Staat sie auch angehörten. Der Tod hebt ja alle völkischen Unterschiede, alle Gegensätze und Kampfgruppen auf. Er führt zur Erde zurück, von der wir alle genommen sind, und in jene grosse Gottesfamilie hinein, in der man nur eine allen verständliche und geläufige Sprache spricht, nur ein grosses Reich ohne Grenzen und Enden bildet, nur einen Führer und König hat, den König der Glorie und der Ewigkeit. Und auch diese Menschen hingen am Leben und glaubten an eine persönliche Zukunft und an ein Glück. Und auch diese Menschen hatten einen Vater und eine Mutter oder eine Gattin und Kinder, oder sie waren der einzige Sohn oder der letzte aus der Schar der Söhne der nun tief betrübten verwaisten Eltern oder der letzte ihres Stammes überhaupt. Und auch sie waren in einen Beruf gestellt, um Tüchtiges darin zu leisten, oder auf einen Beruf in Vorbereitung, dem sie ihre ganze Kraft, alle Lust und Liebe widmen wollten. Und auch unter diesen Menschen waren Talente überragender Art, die dem Krieg geopfert werden mussten, ohne dass vielleicht in absehbarer Zeit ein gleichwertiger Ersatz sich finden lässt.

Eine dritte Klasse von Menschen, die ihr Leben lassen mussten, drängt sich jetzt vor meinen Blick:

Es waren deutsche Männer, Priester und Offiziere, vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt am laufenden Band und zumeist nur deswegen gefoltert und auf die schauderhafteste Weise stranguliert, weil sie der strategisch begründeten Meinung waren, dem deutschen Reich und Volk sei durch einen rechtzeitigen Friedensschluss besser gedient als durch die fanatische Fortsetzung des Krieges. Es waren Menschen fremder Rasse, die man ohne jegliche Schuld, nur weil kein arisches Blut in ihnen pulsierte, zur Fahrt nach dem Osten im Viehwagen verfrachtete und hinhordete nach Tausenden und Abertausenden. Es waren arme Polen, die, zum Arbeitsdienst nach Deutschland verschleppt, sich oft nur eines kleinen Vergehens schuldig gemacht hatten, um dann die Strafe des Aufgehängtwerdens zu erleiden. Wo blieb alle Gerechtigkeit, wenn ein Diebstahl aus wirklicher Not schon genügte, um sein Leben zu verwirken! Und war es nicht der Grausamkeit Spitze, dass man zu diesen Hinrichtungen der Polen sogar von ringsumher eine schaulustige Menge aufbot! Die unglücklichen Opfer verscharrete man dann auf dem Friedhof ausserhalb der Reihe wie eine am Rhein oder am Seeufer angeschwemmte fremde Leiche oder wie einen schuldhaften Selbstmörder. Das alles gestattete der

neue Glaube, die germanische Härte, die teuflische Rachsucht und der sture Fanatismus, die alle mit dem Leben der andern spielten, als wären sie gottähnliche, absolute Herren. Sind wir da nicht stellvertretend verpflichtet, diese Untaten an fremdem Blute zu sühnen und für jene zu beten, die man nach Tausenden und Tausenden aus dem Leben schaffte, um damit verhasste Völker entweder ganz auszurotten oder doch für alle Zukunft zu schwächen?

Aber auch das eigene deutsche, unschuldige Blut wurde nicht geschont. Man nannte es «Euthanasie», zu deutsch: «Selbsthilfe», wenn man, sich wiederum als Herr des Lebens fühlend, alle jene zu erfassen und umzubringen versuchte, die von Geburt an oder durch Krankheit und Unglücksfälle oder durch Kopfschüsse im letzten Weltkrieg geistig nicht als ganz vollwertig erschienen. Dabei log man den Angehörigen vor, ihr Verwandter sei an einer Lungenentzündung oder an einer andern Krankheit «leider» gestorben. Die Irrenanstalten mit vielen Hunderten von Insassen wurden so landauf landab geleert, die Bewahrungsheime, in denen die bewunderswerte Opferliebe der Barmherzigen Schwestern zahlreiche Kinder körperlich pflegte und zu geistiger Entwicklung mit offenkundig gutem Erfolg brachte, wurden von Gestapoagenten mit grossen Lastautos überfallen, in die man nun die armen Wesen trotz ihres Widerstrebens und jämmerlichen Weinens wie Tiere, die man zum Schlachthaus führt, mit Gewalt und unter Schlägen verstaute, um sie dann auf geheimnisvolle Weise in Grafeneck oder sonstwo, sei es durch ein tödliches Gift oder durch elektrischen Strom ins Jenseits zu befördern. Meine Gegenvorstellungen waren umsonst. Das badische Innenministerium, in dessen Auftrag die Euthanasien durchgeführt wurden, wagte sogar in einer schriftlichen Antwort zu erklären, die ganze Angelegenheit sei ihm unbekannt. Nicht genug damit; man fuhr fort, das deutsche Volk durch den zweckdienlichen Film «Ich klage an» zu betören. Gleichzeitig wurde auch in den Krankenhäusern der grossen Städte mit der «Sterbehilfe» begonnen. Uns sind Fälle bekannt geworden, in denen gewissenlose Aerzte und Aerztinnen Patienten und Patientinnen, darunter Müttern von tapferen Kriegsteilnehmern, unter dem Titel einer schlafbringenden oder schmerzstillenden Arznei eine todbringende Spritze verabreichten. Dabei handelte es sich nicht etwa um geistig belastete, sondern um völlig normale Kranke, deren Leiden nach dem vorgefassten Urteile dieser Aerzte oder Aerztinnen keine Aussicht auf Heilung mehr biete, obgleich einer ihrer tüchtigsten Kollegen, der gerade diese Patienten behandelte, das Gegenteil behauptete und entsetzt war, als er die leeren Betten vor sich sah! So weit war die Ruchlosigkeit gediehen, dass man diesen Arzt, der gegen solcherlei Eingriffe an zuständiger Stelle Einspruch erhob, als Volksfeind bezeichnete und ihn sogar trotz seiner hervorragenden Heilkunst entamtete und damit auf die Strasse setzte. Als ich mich mehr als einmal auch hiergegen wehrte, wurde in einem Schriftstück, das mir über den Rhein herüber durch Zufall in die Hände kam, von einem Vertreter des Gesundheitsamtes seiner Behörde angeraten, es wäre nun höchste Zeit, dass man diesem Freiburger Volksfeind das Handwerk gründlich lege.

Zuletzt begann man auch noch damit, Mädchen und Frauen aus Polen und Russland, die guter Hoffnung waren, in die Spitäler aufzunehmen und Abtreibungen

zu unterwerfen. Man log dem Pflegepersonal vor, die Patientinnen hätten die Erlaubnis dazu gegeben, obgleich sie kein Wort Deutsch verstanden und auch kein Dolmetscher verwendet wurde. Der Zweck war zu offensichtlich und bei der Politik des vergangenen Systems leicht begreiflich, denn «dem Feind muss man schaden, wo man ihn trifft!» Damit rechtfertigte man auch das unerhörte Verbrechen, verwundeten feindlichen Soldaten den Hals heimtückisch abzuschneiden und unglücklich gelandete Fallschirmjäger mit einem Schuss ins Genick zu «erledigen».

Ich übertreibe nicht, wenn ich sage: Nie hat der Zweck seit Menschengedenken das Mittel so geheiligt wie in den letzten dreizehn Jahren. Und noch nie wurde das natürliche, Einspruch erhebende Gewissen durch eingepflichtete Grundsätze so vergewaltigt wie wiederum in dieser Zeit. Der Segen dafür wird nun von uns allen in hochgeladenen Garbenwagen geerntet — ein Segen, den wir als Gesamtvolk nicht in unsere Scheunen führen können, sondern als einen furchtbaren Fluch empfinden müssen. Wäre der grosse Krieg mit dem deutschen Sieg gekrönt worden, dann hätten die deutsche Härte und der fanatische Hass sowie der leitende Grundsatz, dem Volke zuliebe seien alle Mittel, auch die verwerflichen, erlaubt, sicher nicht minder unter uns Christen aufgeräumt, namentlich unter denen, die noch den Mut besaßen, in aller Öffentlichkeit zu sagen: Es ist nicht erlaubt, einen Menschen ohne eigene schwere Schuld unter Anwendung irgend welcher Mittel zu töten. Der durch die Euthanasie aus dem Leben Geschafften brauchen wir in unserem Gebete wohl kaum zu gedenken, denn es waren ja harmlose Menschen oder solche, die durch ihr geistiges Gestörtsein gar nicht imstande waren, eine Sünde zu begehen, deren Sühne im Jenseits erfolgen müsste. Uns bleibt nur die andere Pflicht aufbewahren, Gott für jene um Verzeihung zu bitten, die wie Kain Brudermord begingen und dabei noch vermeinten, Rechtswahrer und Förderer eines gesunden Volkstums zu sein. Ihr unseliger Prophet war der geistesranke Nietzsche!»

Schliesslich gedenkt der Bischof auch der Opfer der Luftangriffe. «Die Zeit ist wohl nicht mehr fern», heisst es u. a. mit Bezug auf die Bombardierung Freiburgs: «Wo wir öffentlich Anklage erheben werden gegen jene, die von dem drohenden Unheil schon einen halben Tag zuvor Kenntnis besaßen, aber trotzdem nichts unternahmen, um die Bevölkerung zu warnen». Und auch hier fehlt der Sühnegeranke für die deutschen Bombardierungen nicht: «Wollen wir ferner in christlichem Gemeinschaftssinn nicht auch jene in unser Gebet und Opfer andächtig einschliessen, die in den bisherigen Feindländern das gleiche Schicksal durch deutsche Bomben und durch die V 1 und V 2 erlitten? Wäre es nicht eine geistige Versöhnung, die sich mit ihrem Segen auch auf ganz andern Gebieten zu Gunsten unseres Volkes auswirken müsste? O Krieg, wer zählt deine zahllosen Opfer! Keine Phantasie vermag es, Bilder auszumalen, die auch nur entfernt dem nahekommen, was die Wirklichkeit der letzten sechs Jahre an Todesursachen und Todesarten schuf!»

Die Kriegsverletzten und das ganze Volk

Der dritte Teil des Hirtenschreibens schildert in erschütternden Worten das Unglück der Kriegsverletzten, von denen insbesondere die vielen Blinden und derart Verstümmelten hervorgehoben werden, «dass die Öffentlichkeit bei ihrem Anblick laut aufweinen und er-

schaudern müsste. Sie wurden auch dem Verkehr und selbst dem Besuch durch ihre Angehörigen verschlossen.»

Sodann schildert es die Verwüstungen, die dieser Krieg angerichtet, worauf es fortfährt:

«Und auch dich, mein angestammtes deutsches Volk, traf das gleiche unbarmherzige Geschick! Man wollte dich gross und reich und mächtiger machen als alle andern Völker der Erde. Aber wie hat sich der masslos stolze Uebermut gerächt! Die Volksgemeinschaft, von der man ein Dutzend Jahre hindurch so viel und laut gesprochen, war in Wirklichkeit nur ein Schlagwort, sonst nichts. Man hat es wohl verstanden, zu zerklüften und zu sprengen, aber nicht zusammenzufügen und zu verschweissen. Und wo bleibt die Volksgemeinschaft jetzt, wo doch der eiserne Reifen des Unglücks das Getrennte und Zerrissene zu einer wenigstens oberflächlichen Einheit verbinden müsste? Wie hat man des weiteren versucht, des Volkes geistiges Wesen, das getauft war durch Christus und gross und beherrschend geworden war durch seine Lehre und Gnade, mit allen Mitteln, den verwerflichsten sogar, auszurotten, um uns eine ganz andere Weltanschauung, eine deutsche, wie man sagte, einzutrichtern, die sich aber als das gerade Gegenteil der deutschen Art erwies. Jugendliche Menschen, für alle Eindrücke der Propaganda offen und innerlich ohne Urteil und Halt, wurden dem christlichen Glauben so gründlich entfremdet, dass einer, der es wissen konnte, die Wirkung mit folgenden Worten beschrieb: «Manchmal, wenn man mit dieser Jugend spricht, erschrickt man vor der Gewalt des Hasses gegen das Christentum, die uns aus diesen jungen Menschen entgegenbricht» (E. Bergmann, Das Bildungsland der neuen Menschheit S. 89). An die Stelle der göttlichen Gebote waren andere getreten, die weithin das Gegenteil der beiden Tafeln des Sinai und auch dessen enthielten, was das natürliche Gewissen verlangte. Das Nähere darüber habe ich in meinem letzten Hirtenbrief in dringender Mahnung dargelegt. Was wäre das für ein furchtbares Volk geworden, wenn die neue Weltanschauung wirklich, wie man es wollte, in sein Fleisch und Blut übergegangen wäre! Jahrtausende nicht nur der christlichen Kultur, sondern auch der Kultur im allgemeinen hätte man damit ausgelöscht. Wie ein fremdartiger Koloss aus Eisen und Stahl mit dem Schwert und der Peitsche als den Sinnbildern des Krieges und der Vernichtung, der Züchtigung, der Unterjochung und der Ausbeutung der andern hätte es sich, Schrecken erregend, aus der Reihe der Völker abgehoben. Die Kreuze wären auf den Stirnen und steinernen Denkmälern verschwunden. Jetzt schon war ja das Zeichen der Erlösung, vor den Namen eines Verstorbenen gesetzt, im völkischen Schrifttum verpönt und durch eine heidnische Rune verdrängt. Die Kirchen hätte man zu Kinos und Theatern verwandelt, die ganze christliche Vergangenheit verfemt und herausgerissen aus dem Bewusstsein oder der Verehrung der Menge. Solcherlei Pläne waren tatsächlich vorhanden. Sie sind wirklich «made in Germany» — in Deutschland gefertigt — und nicht etwa das Produkt einer deutschfeindlichen Phantasie. Das Programm, ganz nach den Anschauungen Friedrich Nietzsches, war da und stand nicht mehr bloss auf dem Papier. Die Reformation im 16. Jahrhundert, so las und hörte man immer wieder, hat nur halbe Arbeit geliefert; sie befreite uns zwar von Rom, aber nicht vom «Juden Christus» und seinem Gott. Die Vorsehung, die man noch dann und wann in festlichen oder von der fühlbaren Angst getragenen Reden im Munde führte, ohne

an sie zu glauben, hat es anders gewollt. Wir stehen vor furchtbaren Verwüstungen, vor einem Ende, an das jene, welche die politische und weltanschauliche Entwicklung entworfen und vorangetrieben hatten, auch in ihren wirrsten und schrecklichsten Träumen nicht dachten. Es ist der letzte Akt einer Tragödie, so erschütternd, wie die Welt noch keine bisher erlebte.»

Die Aufgabe.

Nach dieser schaurigen Bilanz des Krieges umreißt der Hirtenbrief die Aufgaben, die sich nun stellen:

«Die ewig Gestrigen», wie man uns Christen höhnte, bilden nun das «Heute» mit alledem, wozu es uns verpflichtet. Eine gewaltige Aufgabe harret damit unser. Werden wir sie meistern? Ich antworte, wenn auch zaghaft, mit Ja! Man kann nicht nur zertrümmerte Häuser und Städte wieder aufbauen und aus dem Antlitz der verunstalteten Erde die entstellenden Narben ausmerzen, man kann auch ein geschlagenes, zertretenes Volk wieder aufrichten und beleben. Vielleicht wirft mir ein Schwarzseher hier ein: Jene, die uns besiegten, wollen unsern völligen Untergang. Zur Antwort berufe ich mich auf eindeutig anders lautende Aussprüche führender Männer. Dieses Schicksal hätte das deutsche Volk als Ganzes trotz allem und allem auch nicht verdient. Die Ergebnisse der Wahlen kommen hier nicht in Betracht; sie waren ja nicht frei. Dass grosse Teile des deutschen Volkes dem System nicht mit Liebe und Treue anhängen, bekannten die Wortführer des Dritten Reiches selber immer wieder in ihren Reden, wenn sie drohend von den Unbekehrbaren und Volksfeinden sprachen, die demnächst oder spätestens nach dem Krieg «drankommen» sollten. Dieses Bangemachen galt freilich nicht. Es wäre darum keine Befreiung, wenn die Sieger mit den Unterjochern auch die bisher Unterjochten und Versklavten verderben würden. Von andern Gegenständen will ich vorerst gar nicht reden. Nur das eine, nicht Unwesentliche sei noch erwähnt: Darin hatte die jüngste Vergangenheit so ganz unrecht nicht, dass Völker nicht so bald sterben, obgleich es durchaus falsch war, zu behaupten, dass sie ewig leben werden. Sie können aus empfangenen tiefen Wunden unter heftigen Schmerzen bluten und stöhnend sich wälzen, sie können sich aber auch von ihren Schlägen und Krankheiten wieder erholen, wenn sie selber es wollen und zu jenem Arzt zurückkehren, der allein das Heil der Völker ist.

Jetzt ist es freilich unvergleichlich schwerer als je, an eine deutsche Zukunft zu glauben. Millionen deutscher Menschen sind entheimatet und ohne Haus und Herd. Viele, die einst begütert waren oder sogar reich oder wenigstens durch ihrer Hände Arbeit imstande, ein bescheidenes Leben in ihrer Familie zu führen, haben jetzt alles durch den Krieg verloren. Ihre Wohnhäuser und Geschäfte sind verbrannt, ihre Aktien und Wertpapiere auf dem Weltmarkt entwertet, ihr Wirkungskreis und ihre Verdienstmöglichkeit verschwanden durch den Untergang der Städte und Fabriken. Hinter ihnen liegt das Nichts, und vor ihnen droht ein undurchdringliches Dunkel. Der Staat, der verpflichtet wäre, zu entschädigen und namentlich auch für die Millionen Arbeitsloser zu sorgen, weil die Fabriken zerstört sind und nur nach jahrelanger aufräumender Arbeit den Betrieb wiederaufnehmen können, ist besiegt, bankrott und für weiss Gott wie lange Zeit tot. Damit sind neben den wirtschaftlichen auch soziale Probleme entstanden, welche die Caritas zwar etwas mildern, aber keineswegs lösen kann. Nur wenn uns die Siegerstaaten in

grosszügiger Weltpolitik entlasten und helfen, können wir einer furchtbaren Not entgehen, die uns unbedingt in die Arme der Verzweiflung treiben müsste. Was das aber für die Welt bedeutet, würde in Bälde auch jener erkennen, der nun seine Racheleidenschaft an uns ohne Ausnahme und Abnahme kühlen wollte, statt zu überlegen, dass damit — ich spreche dies als eine Befürchtung, keineswegs als eine Drohung aus — eine ungeheure Gefahr auch für die übrige christliche Welt erwächst. Letzten Endes bildet ja auch die Menschheit als solche einen Organismus, von dem der Gedanke des heiligen Paulus gilt: «Leidet ein Glied, so leiden alle andern darunter». Hilft man uns jedoch, gleichgültig, ob es aus dem eigenen Selbsterhaltungstrieb oder aus einem andern, uns noch unbekanntem Grund geschieht, dann glaube ich an Deutschlands Zukunft unerschütterlich und fest.

In Europas Mitte liegt unser Land, weshalb man es nicht selten das Herz unseres Kontinents nannte. Wir pochen nicht mehr auf diese Ehre, aber wir wissen immer noch, dass unser Herz wenigstens fühlt und nicht stillesteht, weil es hofft und unser Wille sich zur Bezwingung aller Hemmungen entschliesst, die uns geistig unfrei machen könnten. Ich betone das «geistig», denn die politische Macht haben wir dank unserer «genialen» Politik gründlich verspielt.

Die Welt weiss es so gut wie wir selber, die wir unter der Entwicklung der neuen Ideen und Ziele unsäglich gelitten, dass wir das Gleichgewicht verloren hatten und damit auch das Gleichgewicht des Weltganzen störten. Aber das Pendel, das zu weit ausschlug, wird in nicht zu ferner Zeit sich zum richtigen Gang wieder verstehen. Sowohl die andern werden dafür sorgen wie wir selbst.

So gehen wir an die Arbeit, auf dass aus den Ruinen unserer Dörfer und Städte wieder neue Siedlungen, in kleinerem und grösserem Ausmass, erstehen. Wie bescheiden wird das Haus sein, in dem so viele von uns, die an prunkhafte Räume gewöhnt waren, in Zukunft wohnen werden! Aber mit Kleinem fängt auch das Grosse und Grösste an, wie uns Erfahrung und Geschichte beweisen.

Ein neuer Gemeinschaftsgeist muss allerdings bei solchem Beginnen uns beseelen, eine wirkliche Volksgemeinschaft, welche die Not und nicht bloss ein abgeleiertes Schlagwort oder ein politisches Programm verleiht. Gegensätze, wie sie früher zerklüftend bestanden und durch ein übertriebenes, nach der Alleinherrschaft zielendes Parteiwesen zu unserem Verhängnis sich äusserten, sollten von vornherein verhindert werden. Auch der nordische stolze Mensch darf sich nicht weiter in fast naiver Ueberheblichkeit als die Krone der Schöpfung gegenüber dem süddeutschen und andern Menschen betrachten; er muss aus der Geschichte und dem Erfahren und Erleiden der Gegenwart lernen, dass das deutsche Allheil nicht vom Norden, sondern, im religiösen Sinn gesprochen, vom Osten kommt. Und der moderne laute deutsche Mensch, der sich beim brausenden Widerhall und Beifall der leicht betörbaren Menge gefiel, muss wieder still, wieder innerlich, wieder zufrieden mit den geistigen Gütern und Freuden werden. Die bisherigen konfessionellen Gegensätze ängstigen uns zurzeit nicht; sie haben sich in den letzten Jahren in der Gemeinschaft der Abwehr bereits so beträchtlich abgeschliffen, dass von dieser Seite her, wenn sich nicht extreme Elemente aufdringlich und volks-

widrig einmischen, kaum eine Gefahr für den deutschen Zusammenhalt in der Zukunft besteht.»

Schliesslich warnt der Erzbischof noch vor allen Racheplänen und Werwolfgelüsten, aber auch vor allen Heuchlern, die plötzlich behaupten, sie seien im Herzen stets auf Seiten der Opposition gestanden.

«Es wird auch auf religiösem Gebiet sorgfältig zu überprüfen sein, ob Menschen, die zur Kirche heimkehren wollen, wirklich Bekehrte sind oder nur darum den Schatten und den Schutz des Kreuzes aufsuchen, um zeitlichen Schädigungen zu entgehen. Ein modernes Asylrecht der Kirche gibt es nicht. Die Religion ist keine Kopfbedeckung und kein Gewand, die man je nach der Mode oder nach der Witterung und Jahreszeit wechselt; sie muss das Tiefste sein, das wir besitzen, und darf sich nicht wandeln nach Zweckdienlichkeit und äusserlichem Bedarf.

Bei der Bedeutung, die der Jugenderziehung und -Umformung in der Zukunft zufällt — sie wird für uns das Allerwichtigste und Allerschwerste in der nächsten Zeit sein —, werden wir uns immer wieder fragen müssen, ob Männer und Frauen Führer der zu Erziehenden

und Umzustimmenden bleiben und ihnen Vorbilder sein können, die den Austritt aus der Kirche erklärten und bisher den Unterricht dazu missbrauchten, die christliche Gedankenwelt zu verhöhnen und zu verdrängen und die Kinder christlicher Eltern als die Sprösslinge von Volksfeinden zu misshandeln. Wir fühlen uns bei dieser Forderung von jedem Hass und jeder Rache frei; aber das «Trau, schau, wem» kann uns niemand nach unsern bitteren Erfahrungen verargen.»

Ausblick.

«Aus tausend Wunden blutend liegt das deutsche Volk vor aller Welt da in diesen Tagen des wundersam blauenden, blühenden Mai, und dazu noch entehrt durch seine eigene Schuld. Viele werden sich bemühen, die Aufgabe des Arztes und Retters an ihm zu erfüllen. Ob mit Erfolg oder Misserfolg, wissen wir nicht. Aber einen kenne ich, der es vermag, unser Volk ganz zu heilen und zu neuem, friedlichem Leben zu stärken: Christus, der göttliche, barmherzige Samaritan, der es nie so tief fallen liess, als es noch an ihn glaubte und ihm vertraute.»

Die Wahrheit über das neue Jugoslawien

Geschichtliches Erbe.

Um die Lage in Jugoslawien besser verstehen zu können, halten wir es für notwendig, einiges über die Geschichte, Religion, Kultur und Nationen dieses Landes voranzuschicken.

Jugoslawien (= Südslawien — Südslawen: Kroaten, Serben, Slowenen und im selbständigen Staate lebende Bulgaren — im Gegensatz zu den Nord-Slawen: Polen, Tschechen, Slowaken und die slawischen Völker Russlands) ist ein äusserst heikles Problem. Geopolitisch ist es die Brücke zwischen Europa und Asien. Hier treffen sich Abend- und Morgenland, Christentum und Islam, Katholizismus und Orthodoxie, ost- und weströmische Kultur, europäische Zivilisation und orientalische Lebensart. Hier kreuzen sich die Stosslinien der europäischen Mächte nach Vorderasien und des russischen Dranges zum Mittelmeer. Durch fünf Jahrhunderte war das Territorium des jetzigen Jugoslawien ein Schauplatz der Kämpfe zwischen Islam und Christentum.

Mit ungefähr 250,000 km² (vor dem Kriege) und rund 15 Millionen Einwohnern ist Jugoslawien der grösste Balkanstaat. Gebildet im Jahre 1918, umfasst Jugoslawien: Serbien mit Mazedonien, Kroatien mit Dalmatien, Slowenien, Bosnien und Herzegowina, Montenegro und Wojwodina (Bucska, Banat). Seine Bewohner sind Serben (in Serbien und Montenegro, teilweise in Bosnien-Herzegowina, Wojwodina und Kroatien), Kroaten (in Kroatien mit Dalmatien, teilweise in Bosnien-Herzegowina und Wojwodina) und Slowenen (in Slowenien). Die Mazedonier sind teilweise Serben, teilweise Bulgaren und zu einem Teil Albanier. Dem religiösen Bekenntnis nach gehören die Serben zur orthodoxen Kirche (42 Prozent der Gesamtbevölkerung), die Kroaten und Slowenen (39 Prozent der Gesamtbevölkerung) zur römisch-katholischen Kirche. Mohammedaner (15 Prozent der Gesamtbevölkerung) sind in Bosnien und Mazedonien. Rest (4 Prozent) sind Protestanten und Juden.

Der Nationalität nach gibt es etwa 6½ Millionen Serben, 5½ Millionen Kroaten (ausser den Kroaten in Istrien: etwa 25,000 — und in Amerika: etwa

600,000), 1 Million Slowenen (ausser den Slowenen in der Provinz Görz und Triest: etwa 300,000 — und in Amerika: 200,000). Den Rest bilden albanische (etwa 500,000), bulgarische, deutsche und ungarische Minderheiten. Durchschnittlich 80 Prozent der Bevölkerung sind in der Landwirtschaft tätig.

Historisch-politisch haben die Serben, Kroaten und Slowenen ganz getrennt gelebt. Die Serben hatten 1171 (nach der Völkerwanderung) einen eigenen Staat gegründet. 1389 wurden sie von den Türken unterjocht und lebten unter der türkischen Herrschaft bis 1878. Diese Herrschaft hat in mancher Beziehung (Lebensart, Kultur, Charakter) Spuren bis zum heutigen Tage bei den Serben hinterlassen. Die Kroaten sind als erstes von allen slawischen Völkern — nach der Einwanderung — zum Christentum übergetreten. Den ersten internationalen Vertrag schlossen sie mit Papst Agathon (678—681). Im Jahre 925 wurde Kroatien Königreich. Der König wurde vom päpstlichen Legaten gekrönt. Wie stark die Kroaten waren und auf welchem Kulturniveau sie standen, beweist die Tatsache, dass ihnen die Päpste das Zugeständnis machten, ihre Kulthandlungen nicht in lateinischer, sondern in kroatischer Sprache zu vollziehen, ein Zugeständnis, das sie sich bis auf den heutigen Tag zu erhalten gewusst haben. Im Jahre 1102 ging Kroatien mit Ungarn eine Personalunion ein, die in verschiedenen Formen über acht Jahrhunderte dauerte. Die Slowenen hatten nie einen selbständigen Staat. Sie lebten unter verschiedenen einheimischen Fürsten, bis sie zuerst von den Türken, dann von den deutschen und österreichischen Kaisern unterjocht wurden.

Diese geschichtlich bedingten Gegensätze und Unterschiede muss man vor Augen haben, wenn man die Entwicklung des neuen Jugoslawien, wie es nach dem ersten Weltkrieg entstand, verfolgt. Vom ersten Tage an bis zur Besetzung durch die Deutschen und Italiener im Jahre 1941 herrschte zwischen den Serben und Kroaten ein fortwährender politischer, religiöser und kultureller Kampf. Die Kroaten waren Föderalisten, die Serben Zentralisten, jene blieben nach Westen, diese

nach Osten orientiert. Die Kroaten waren an Kultur überlegen, die Serben an Macht in der Dynastie, Armee und Verwaltung. Von etwa 200 Generälen waren nur 2 Kroaten und in der höheren Zivil-Verwaltung waren die Kroaten nur mit 2—8 Prozent der Beamten vertreten. Dieses Missverhältnis endete, als 1941 Jugoslawien zusammenbrach, grosse Teile des Landes von den Nachbarn besetzt und annektiert und der Rest in zwei Rumpfstaaen unter Quisling-Regierungen geteilt wurde: Serbien mit Neditsch und Kroatien mit Pavelitsch.

Widerstandsbewegungen.

Obwohl nun Kroatien wieder selbständiger Staat geworden war, konnten sich die Kroaten für die neuen Zustände nicht begeistern. Erstens, weil die Italiener neben Dalmatien grosse Gebiete Kroatiens besetzt hielten und hart unterdrückten, zweitens aus Misstrauen gegen die Deutschen. In den von den Italienern besetzten Gebieten traten sofort Rebellengruppen in Erscheinung, die sogenannten «Waldleute». In Serbien bildete sich unterdessen eine Widerstandsbewegung unter General Mihailovitsch. Beide Rebellengruppen gingen ganz selbständig voran. Die verschwindende Zahl der Kommunisten verhielt sich damals noch passiv mit der Ausrede: Die Imperialisten führen den Krieg, was geht uns das an. Erst als der Krieg mit Russland ausbrach, schlossen sie sich zu kommunistischen Partisanengruppen zusammen, die geschickt von den in Russland geschulten Organisatoren geführt wurden. Teils durch Drohungen, teils durch Versprechen brachten sie die «Waldleute», meist Kroaten und Anhänger der Bauernpartei, dazu, sich mit den Partisanen zu verschmelzen und gemeinsam einen Vernichtungskampf gegen Mihailovitschs Tschetniki zu führen, die blutige Greuelthaten unter dem Schutz der faschistischen Behörden an kroatischen Landsleuten verübten. In Kroatien wurde vor allem das Bauernvolk, organisiert in der Bauernpartei unter Matschek, Träger des Widerstandes. Dr. Matschek wurde denn auch sofort verhaftet. Auch der kroatische Klerus hat mit seltenen Ausnahmen seine priesterliche und patriotische Pflicht nicht vergessen. Der Erzbischof von Zagreb, Msgr. Stepinac, hat in der Verteidigung aller Verfolgten, Serben, Juden und Kroaten, unerschrockenen Mut bewiesen. Nur seine ungemein grosse Popularität konnte ihn vom Konzentrationslager bewahren.

Inzwischen wusste sich der Partisanenführer und Moskaus Vertrauensmann Tito, nicht nur von den Russen, sondern auch von den Angelsachsen unterstützt, allmählich durchzusetzen. Mihailovitsch verschwand von der Bühne und Tito blieb bis heute der unbestrittene Führer der Résistance. Zugleich begann das politische Kräftespiel zwischen Moskau und London, die beide sich einen Einfluss in Jugoslawien sichern wollten. Kein Geringerer als Churchills Sohn weilte in Titos Hauptquartier und die Engländer versorgten die Partisanenarmee mit Munition, Verpflegung und Sanitätsmaterial.

Auf der Konferenz von Jalta wurde Jugoslawien als gemeinsame Interessensphäre Russlands und Englands erklärt. Im Sinne dieses Beschlusses kam es zur Bildung einer Regierung in Belgrad, in die einige Mitglieder der königlich-jugoslawischen Regierung in London aufgenommen wurden. Als Programm gab diese Zentralregierung in Belgrad aus: föderatives, demokratisches Jugoslawien. Bald zeigte es sich aber, dass dieses Programm anders unter russischem und anders unter

englischem Einfluss ausgelegt wurde. Die Emigranten in London, fast alles Repräsentanten der politischen Parteien Serbiens, Kroatiens und Sloweniens, blieben in England und behaupteten, die Belgrader Regierung sei ein Werkzeug der Russland-Politik auf dem Balkan. Tatsächlich besetzten die Kommunisten alle Schlüsselstellungen des neuen Staatswesens. Nach Sowjetmuster wurde das ganze politische Leben organisiert: Einheitspartei, keine Rede- und Pressefreiheit, Politbureau, politische Kommissare in der Armee usw. Alle Nichtkommunisten wurden zu Profaschisten gestempelt, mögen sie noch so entschieden gegen die Deutschen und Italiener gekämpft haben. Alle Pläne für äussere und innere Politik Jugoslawiens wurden in Moskau gemacht. Nach ihnen hatte die jugoslawische Regierung zu handeln. Um die jugoslawische äussere und innere Politik zu verstehen, muss man die Pläne Moskaus mit den Slawen, mit Zentraleuropa, mit den Dardanellen und dem Mittelmeer vor Augen haben — und manches wird in der Politik Jugoslawiens klar werden.

Die jetzige Lage der Katholiken in Jugoslawien.

Hier in der Schweiz wird in letzter Zeit viel über angebliche Verfolgungen der Katholiken in Jugoslawien geschrieben. Es gab auch schon darüber eine Interpellation im englischen Unterhaus an Minister Eden. Die «Times» hat ebenfalls einen Brief in Jugoslawien weilder englischer Soldaten über die Katholikenverfolgungen veröffentlicht. Aus Jugoslawien selbst ist sehr schwer ein objektives Bild zu erhalten. Von einer Seite spricht man von einem zweiten Martyrium der Katholiken, von anderer Seite wird das alles als Lüge gestempelt.

Um ein annähernd treues, wenn auch nicht ganz vollständiges Bild zu bekommen, stützen wir uns auf einige Tatsachen. Erste Tatsache ist, dass der katholische Klerus, insbesondere der höhere, in den Belgrader Radiosendungen heftig als Kollaborationist angegriffen wird. Zweite Tatsache ist, dass auf den öffentlichen Versammlungen in den ersten Tagen der Befreiung Zagrebs der Erzbischof Msgr. Stepinac mit ungewöhnlich heftigen Ausdrücken apostrophiert wurde. Dritte Tatsache ist, dass besonders in Slowenien, Bosnien und Dalmatien Priester — man spricht von Hunderten — hingerichtet wurden. Vierte Tatsache ist, dass anfangs Juni Marschall Tito eine Deputation des Klerus in Zagreb empfing und dabei eine Rede über die Beziehungen der Kirche zum Staat hielt.

Zur ersten Tatsache — dass der höhere Klerus zum Kollaborationist gestempelt wird — ist folgendes zu erwähnen: Dieser Vorwurf wurde öfters vom illegalen Partisanen-Radio erhoben. Das Kollegium des kroatischen Episkopates hat noch vor der Befreiung ein Rundschreiben herausgegeben, in dem dieser Vorwurf entschieden zurückgewiesen wird. Wir sind leider nicht im Besitze dieses Rundschreibens. Um aber ganz objektiv zu sein: dieser Vorwurf kann nur gegen einen oder höchstens zwei Bischöfe erhoben werden in dem Sinne, dass sie kroatische «Petainisten» waren. Die übergrosse Mehrheit der Bischöfe und des Klerus war entschieden gegen die Okkupanten. In Slowenien z. B. sind etwa 400 Priester teils vertrieben, teils verhaftet, teils nach Dachau verschleppt worden. Auch in Kroatien und Dalmatien wurden viele Priester von der Quisling-Regierung oder von den Okkupanten verhaftet und einige zum Tode verurteilt. Die Bischöfe Dalmatiens haben öfters heftig protestiert gegen das Vorgehen der italienischen

Militär- und Zivilbehörden. Aus diesem Grunde wurde ihnen dann verboten, «ad limina» zu gehen.

Bei der zweiten Tatsache ist daran zu erinnern, dass Erzbischof Stepinac in Zagreb gerade, klar und prinzipiell die Nazi-Lehren und Taten verurteilt hat. Darüber wurde bereits ausführlich in den «Apologetischen Blättern» geschrieben. Der Erzbischof hat aber auch nie aufgehört, seine ebenso klar und prinzipiell ablehnende Haltung dem Kommunismus gegenüber zu betonen. Von den Partisanen wurde das als Unterstützung der deutschen Propaganda von der Bolschewistengefahr für Europa ausgelegt. Deswegen wird jetzt der Erzbischof vom neuen Regime angegriffen.

Was dann die Hinrichtung der Priester durch die Partisanen betrifft, so ist zu sagen: Nicht alles, was in dieser Hinsicht geschehen ist, darf man dem Regime als solchem zuschreiben. Verschiedene unverantwortliche Partisanenverbände haben auf eigene Faust gehandelt, wie das auch in andern Staaten (zum Beispiel in Frankreich) vorgekommen ist. Dass aber auch die organisierte verantwortliche Militärverwaltung des Regimes viele Priester durch Volksgerichte verurteilen liess, ist auch wahr. Dabei handelt es sich teils um Priester, die hie und da während des Krieges an die Quislings-Behörden gegen das Handeln der oft undisziplinierten Partisanenbanden appellierten, teils um Priester, die der starken kommunistischen Propaganda sich entgegenstellten, teils schliesslich um Priester, die mit mehr oder weniger guter Absicht die Quisling-Regierung auf sogenanntem neutralen Gebiete unterstützten. Hier ist auch zu erwähnen, dass der Begriff Kollaborationismus oft zu eng interpretiert wird. Nach einer offiziellen Erklärung wäre Kollaborationist ein jeder Beamter, der unter der Quisling-Regierung im Dienste geblieben ist. Uebrigens verfügen wir in dieser Beziehung über zu wenig Angaben, um ein objektives Urteil bilden zu können. Es ist auch für die Lage der Kirche immer besser, nicht zu übertreiben.

Zur vierten Tatsache: Als anfangs Juni Marschall Tito in Zagreb weilte, hat er zuerst den apostolischen Delegaten empfangen und bald darauf eine Deputation des katholischen Klerus. (Der Vatikan hat übrigens nie de jure den Unabhängigen Staat Kroatien anerkannt. Der apostolische Delegat hatte lediglich eine offizielle Stellung bei dem Präsidium der bischöflichen Konferenzen des kroatischen Episkopates inne.)

Die offizielle Agentur Tan-Jug hat darüber folgende Erklärung abgegeben:

Agram, 5. Juni. ag. (Tan-Jug.) Marschall Tito empfing am Montag in Agram eine Abordnung des katholischen Klerus mit Bischof von Salis-Seewis (dessen Vorfahren aus der Schweiz in Kroatien eingewandert sind) an der Spitze.

Marschall Tito gab seiner Genugtuung darüber Ausdruck, dass der katholische Klerus viel Verständnis für die derzeitigen Ereignisse zeige, und dass er bereit sei, mit der jugoslawischen Zentralregierung und der kroatischen Regierung zusammenzuarbeiten. Die jugoslawische Regierung werde auch weiter den Grundsatz der Religionsfreiheit hochhalten. Die endgültige Form des jugoslawischen Staates werde durch die verfassunggebende Versammlung bestimmt werden. Die Verfassung werde auch die Beziehungen zwischen Staat und Kirche festlegen. Tito wolle aber seine Auffassung über das letztgenannte Problem offen darlegen. Er sei

nicht besonders zufrieden gewesen mit der Haltung eines Teiles des kroatischen Klerus in den schwierigen Zeitläufen. Ein Teil der kroatischen Priester, besonders die jungen, seien in Fühlung geblieben mit dem Volk und hätten dem Ideal des Erzbischof Strossmayer die Treue gehalten, der die Union aller Südslawen je und je befürwortet habe. Er, Tito, mache daher den Vorschlag, dass die kroatische Geistlichkeit selber einen Vorschlag zur Lösung der Kirchenfrage in Kroatien unterbreite. Persönlich vertrete Marschall Tito den Standpunkt, dass die kroatische Kirche nationaler werde und dass sie mit den breiten Volksschichten engere Beziehungen unterhalte. Er nehme sich nicht heraus, die Politik Roms zu verurteilen; aber er müsse doch feststellen, dass die katholische Kirche von jeher den Italienern günstiger gesinnt war als den Kroaten. Die kroatische Kirche müsse unabhängiger werden. Das sei das Hauptproblem.

Interessant ist, dass die Deputation nicht vom Erzbischof Msgr. Stepinac von Zagreb, sondern von Weihbischof und Generalvikar Dr. Salis-Seewis angeführt wurde. Ausdrücke wie: «Die kroatische (!) Kirche soll national werden —, die katholische Kirche war von jeher den Italienern günstiger gesinnt als den Kroaten —, die kroatische Kirche müsse unabhängiger werden» — geben Anlass zur Besorgnis. Mag sein, dass manche Ausdrücke durch die jetzige Spannung zwischen Italien und Jugoslawien zu erklären sind. Es ist dennoch zu befürchten, dass in diesen Behauptungen Marschall Titos ein weitgehendes Programm liegt, das als eine Wiederholung der Geschichte zu deuten wäre.

Schon während der Türkenherrschaft haben die slawischen Balkanvölker Russland als Beschützer aller slawischen Völker betrachtet. Der Panslawismus — das Einheitsstreben der slawischen Völker — wie es sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts zu entwickeln begann — predigte die Befreiung der Südslawen von den Türken, die Befreiung der Nordslawen von Oesterreich-Ungarn bzw. von den Deutschen. Später hat sich die panslawische Idee ausgelebt und kompromittiert. Erst mit dem Ausbruch des jetzigen Krieges und mit Erweckung des Nationalismus in Russland ist wieder von neuem die panslawische Idee ins Leben getreten.

Die Panslawisten haben schon im zaristischen Russland das Losungswort ausgegeben: «Die katholischen Slawen sind Feinde der panslawistischen Idee.» «Ein guter Slawe kann nur ein Orthodoxe sein.» — Wenn man diese Losungsworte mit der russischen Politik in neuerer Zeit der orthodoxen Kirche gegenüber in Zusammenhang bringt, so ist die Rede Titos an den Klerus vielsagend.

Es bleibt noch eine Frage, welche die Lage der jugoslawischen Katholiken besonders erschwert. Das ist die Frage der Beziehungen Jugoslawiens zu Italien. Nach dem letzten Kriege hat Italien die kroatischen bzw. slowenischen Provinzen Istrien und Görz besetzt und hier eine Politik der Ausrottung der Slawen getrieben. während des jetzigen Krieges hat Italien fast ganz Dalmatien noch dazu annektiert und sich vieler Verbrechen schuldig gemacht. Dies wird schwer zu vergessen sein. Andererseits wird durch kirchenfeindliche Elemente die Propaganda gegen Rom sehr erfolgreich betrieben, wobei Vatikan und Quirinal identifiziert werden.

Die Kroaten hatten immer die Hoffnung, eine Brücke

zu werden, auf welcher sich die römisch-katholische und die Ostkirche freundschaftlich einigen werden. In dem Sinne hat auch der grosse Bischof Strossmayer, der vom

Vatikanischen Konzil her bekannt ist, gehandelt, als er die grossartige Kathedrale baute und dieser Idee widmete.

Die Christliche Demokratie und die andern Parteien in Italien

Der aus dem Kampf gegen die Besatzungsmacht sich ergebende enge Zusammenschluss aller Parteien hatte zunächst auch nach der Befreiung zwischen Liberalen, Christlicher Volkspartei und Kommunisten Bestand. Die Aktionspartei und die Sozialisten hingegen zogen es vor, sich von der Verantwortung an der Regierungsgewalt abzuspalten und in die Opposition zu begeben.

Es wäre verfrüht, heute schon beurteilen zu wollen, ob diese Abspaltung den beiden Aussenseitern förderlich war; immerhin kann festgestellt werden, dass die nach der Befreiung in der Regierung verbliebenen drei Parteien — wenngleich unter der vorläufigen Aufsicht der Alliierten — eine unbestreitbare Konsolidierung erfuhren.

Christliche Demokratie und die Kommunisten.

Dies gilt insbesondere von den beiden Gruppen, die in ihren Reihen von Anbeginn die breiten Massen zusammenfassen, nämlich der christlich-demokratischen Partei und den Kommunisten. Letztere zeigten sich gegenüber den Forderungen des Augenblicks überaus wenig; jeglichen doktrinären Anspruch stellten sie vor der Realität der gegebenen Lage zurück; sie gingen darin so weit, dass sie sogar die Frage der republikanischen Staatsform, die eigentlich ein zwangsläufiger Programmpunkt ihrer Partei ist, zunächst völlig beseitigten liessen. Der Umstand, dass auch die christlich-demokratische Partei und die Liberalen diese Frage vorläufig nicht aufrollten, erleichterte ganz wesentlich die Zusammenarbeit der drei Regierungsparteien.

Das soziale und das wirtschaftliche Problem erfordert in erster Linie eine Lösung. Insbesondere das letztere hat bekanntlich für die breiten Massen der Arbeiterschaft Italiens erschreckende Ausmasse angenommen. Die christlich-demokratische Partei hat die Dringlichkeit dieser Frage von Anfang an erkannt und in ihr Programm aufgenommen. Näherer Richtlinien hat sie sich jedoch angesichts der gegenwärtigen Lage enthalten, weil zur Stunde niemand wissen kann, was überhaupt möglich und erreichbar ist. Es bleibt aber die wirtschaftliche Frage für die christlich-demokratische Partei ein vordringliches Problem, das realistisch, den Gegebenheiten des Augenblicks entsprechend, zu lösen ist.

Auch die Kommunisten haben die Sonderziele ihrer Partei vorerst in Dunkel gelassen, sich mit dem Hinweis begnügt, die bislang in Italien ungelöste Arbeiterfrage sei in einem späteren Zeitpunkt bestmöglichst zu lösen, und sogar erklärt, sie beabsichtigen — wenigstens zunächst — die Interessen anderer Gesellschaftsklassen im wesentlichen nicht zu verletzen. So ergab sich für die beiden grossen Massenparteien Italiens ein zweiter Ausgangspunkt möglicher und — wenigstens vorläufiger — Zusammenarbeit.

Als Drittes kam hinzu, dass der Kommunismus in Italien keine ausgesprochen antiklerikale und noch weni-

ger antireligiöse Haltung eingenommen hat. Er hat auch wenigstens von seiten seiner offiziellen Führer — gegenüber dem Heiligen Stuhl, dem Episkopat, dem Klerus im allgemeinen, der Katholischen Aktion, soweit es sich um ausgesprochen italienische Probleme handelt, keinerlei Verdikt ausgesprochen und keine Polemik eröffnet. Das Fehlen ausgesprochener Reibungsflächen hat darum zunächst die Zusammenarbeit dieser beiden grossen Parteien ermöglicht.

Christliche Demokratie und liberale Partei.

Auch unter den Liberalen tritt bei den jüngeren Parteigängern das religiöse Problem mehr in den Hintergrund. Der Groll gegen kirchliche Einrichtungen, der ihre Vorgänger beseelte, ist gewichen, was freilich nicht besagen will, dass die liberale Partei, auf's Ganze gesehen, einem ideal-religiösen Programm gegenüber wohlwollend eingestellt sei oder der Kirche eine bevorzugte Sonderstellung zugestehen wollte. Aber es gibt immerhin eine doppelte Richtung, und es kämpfen heute in den Reihen der Liberalen junge Leute, die sich von zutiefst christlichen Empfindungen der Nächstenliebe und Ehrfurcht vor der Menschenwürde leiten lassen. Eine Verständigung mit dieser Partei dürfte darum in Zukunft nicht allzu schwer sein, denn früher oder später werden unausweichlich die jungen Elemente über die alten eingeschworenen antiklerikalen Partei-Koryphäen die Oberhand gewinnen. Uebrigens ist auch hier manches Urteil gemildert worden.

Als Beispiel sei Benedetto Croce genannt. Er steht zwar auch heute noch ausserhalb des kirchlichen Lebens; seinen Glauben, den er in Jünglingsjahren verloren, hat er nie wiedergefunden, und seine Vorurteile gegen die Kirche hält er bis zur Stunde aufrecht; trotzdem haben mancherlei Erfahrungen der letzten Jahre sein Urteil gemildert. Zum Beispiel sei nur auf seinen, auch in der Schweiz viel diskutierten Aufsatz: «Warum wir uns dennoch Christen nennen?» verwiesen, den er in seiner Revue «Critica» 1943 veröffentlichte. Wenn er sich auch daselbst von dem römisch-katholischen Bekenntnis distanziert, so bejaht er in diesem Aufsatz doch deutlich die Notwendigkeit, aus dem Geist der abendländischen Kultur zu leben, aus der sich das Christentum als positive Religion nicht wegdenken lässt und von dem sie zu allen Zeiten ihre höchsten Inspirationen empfangen.

Die Aktionspartei.

Eine vorwiegend kirchenfeindliche Haltung legt die Aktionspartei an den Tag, wenn auch einzelne konkrete Aeusserungen zeigen, dass viele ihrer Anhänger überzeugte Katholiken sind. Welche konkrete Haltung diese Gruppe, die übrigens nicht sehr zahlreich ist, einnehmen wird, wenn einmal die Fragen der Beziehungen zum Heiligen Stuhl aufgerollt werden, lässt sich heute mit Bestimmtheit noch nicht sagen. Immerhin ist zu ver-

merken, dass Salvemini — zweifellos einer der bedeutendsten Vertreter der Aktionspartei — in einer Untersuchung über die künftigen Beziehungen zum Vatikan zu durchaus gemässigten Vorschlägen gelangt; dies, obgleich er die negativen Seiten vatikanischer Politik mit Bedacht hervorkehrt, obgleich er den Worten Pius' XI. an Mussolini, den er einen «Mann der Vorsehung» nannte, einen verallgemeinernden und absoluten Sinn unterschiebt, den sie in der konkreten Situation, in der sie gesprochen wurden, nicht hatten, und obgleich er die feste antifascistische Haltung desselben Papstes in den folgenden Jahren völlig verkennt und missdeutet. Sollte das Masshalten Salvemini in seinen Forderungen bei seiner Partei Anklang finden, dann dürfte trotz allem ein grosser Teil der Befürchtungen hinsichtlich dieser Partei in Wegfall kommen.

Die Sozialisten.

Die zahlenmässige Stärke der Sozialistischen Partei lässt sich heute noch nicht eindeutig bestimmen. Grosse Massen der Linken schwanken noch zwischen Sozialisten und Kommunisten. In religiöser Hinsicht zeichnen sich jedoch, wie bei den Liberalen, zwei entgegengesetzte Strömungen ab. Die Sozialisten alter Schule, die schon vor 1925 zur Partei zählten, verharren in ihrer religionsfeindlichen Haltung von ehemals; die jüngeren hingegen, die übrigens doktrinär meist besser geschult sind, haben diese grundsätzlich feindliche Haltung aufgegeben. Sie haben eingesehen, dass ein Kampf gegen den Heiligen Stuhl und die katholische Religion die grossen Massen des italienischen Volkes vom Sozialismus entfremden würde, denn, wenn diese auch nicht praktizierende Katholiken sind, so werden sie ihren religiösen Glauben trotzdem nicht los, und direkt oder indirekt stehen sie gefühlsmässig unter seinem Bann.

Ausblick.

Die Führer der Sozialisten haben bisher im politischen Spiel wenig Geschick gezeigt; den Nutzen aus ihrer Verschleppungspolitik in allen vordringlichen Fragen des Augenblicks haben vor allem die Kommunisten gezogen; als zunächst einzige Partei der Linken in der Regierung konnten sie so ihre Position in der Öffentlichkeit ständig verstärken.

Andererseits ist sich der Kommunismus der Stärke des Katholizismus im italienischen Volk bewusst. Aus diesem Grunde haben die Kommunisten zunächst den Burgfrieden mit den Katholiken streng eingehalten und sich weder direkte noch indirekte Angriffe erlaubt. Sie wissen genau, dass ihnen in der christlichen Demokratie eine schlagkräftige Massenpartei gegenübersteht, die in fast allen Gegenden Italiens eine zahlenmässige Ueberlegenheit besitzt und auch da, wo die grosse Masse der Arbeiter auf der äussersten Linken steht, wenigstens vorhanden ist.

Es kann sein, dass der Kommunismus schon in nächster Zeit eine entschiedene Haltung einnimmt, ja, dass er zum eigentlichen Angriff ausholen wird. Unvermeidlich wird er sodann die Massen der christlichen Demokratie gegen sich aufstehen sehen. Es ist jedoch immer gefährlich, Prognosen zu stellen, und im Augenblick scheint dies gewagter denn je.

Nachwort.

Geschrieben wurde dieser Artikel einige Wochen vor der Befreiung ganz Italiens; er spiegelt darum die

gegenwärtige Situation nicht mehr in allem wieder. Neue Fragen drängten sich in den Vordergrund und haben das Verhältnis der Parteien zueinander beträchtlich verändert.

Die Linke und die Aktionspartei beanspruchten für die Befreiungsausschüsse Anerkennung als vollwertige Regierungsorgane, während sie bisher nur als Verständigungsorgane der Parteien gewaltet hatten. Ein gefährlicher Dualismus zwischen Peripherie und Zentralgewalt drohte sich daraus zu entwickeln. Liberale und christliche Demokraten widersetzten sich darum mit Entschiedenheit dieser Forderung, und so entstand eine erste Spaltung.

Wohl noch schwerwiegender war eine zweite Meinungsverschiedenheit, die bei der Bildung der neuen Regierung entstand. In dieser bis vor wenigen Tagen noch ungelösten Frage haben sich die Kommunisten en bloc hinter die Wiedergutmachungsforderungen der Sozialisten gestellt; ja noch mehr, sie erhoben mit diesen, ohne eine Volksbefragung abzuwarten, den Anspruch, als der gültige Ausdruck der Mehrheit zu gelten. So nahmen die Kommunisten, die sich immer deutlicher um die Gefolgschaft der Sozialisten bemühten, in den Fragen der Säuberung, der notwendigen wirtschaftlichen und strukturellen Reformen, in der institutionellen Frage usw. eine immer radikalere Haltung ein. Um die Sozialisten an sich zu ketten, machten sie auch deren regierungsfeindlichen Kurs mit.

Die christlich-demokratische Partei hat sich von Anfang an jeglicher Willkür und jeder Politik der vollendeten Tatsachen widersetzt, von welcher Seite sie auch kommen mochte. Sie ist der Ansicht, dass nur eine authentische Volksbefragung Strukturreformen gültig vornehmen kann, und dass zunächst die schwerwiegenden praktischen Fragen gelöst werden müssen, vor die sich Italien gestellt sieht, und deren Lösung grösstenteils von den Entscheidungen der Alliierten abhängen. Sie war darum genötigt, zu den Kommunisten in klare Opposition zu treten, was hinwiederum heftige Reaktionen auslöste. Augenblicklich ist es gelungen, eine Koalitionsregierung zu bilden, die alle 6 grossen Parteien umfasst, über deren Lebensfähigkeit sich aber noch nichts aussagen lässt.

Ex urbe et orbe

Eine objektive Berichterstattung über die wesentlichsten Geschehnisse auf der äusserst bewegten Bühne des Welttheaters hat es heute sehr schwer. Der Nachrichtendienst der Länder, die uns vor allem interessieren, untersteht noch immer der Kriegszensur. Aus der russisch besetzten Zone kommen gewiss einzelne Flüchtlinge, aber ihre Aussagen genügen nicht, wenn man ein Gesamtbild gewinnen möchte. Dazu halten sie ihr Wissen gern geheim, genau so, wie es einmal Hitlerdeutschland gegenüber der Fall war. Man fürchtet peinliche Folgen, wenn man Unangenehmes über gewisse grosse Mächte aussagt. Das Unbehagen über den berühmten eisernen Vorhang ist bereits so gross, dass selbst die französische «Humanité», das bekannte Kommunistenblatt in Frankreich, sich darüber beklagt. Es geht hier nicht nur um russische Methoden, beschwerten sich doch offizielle Stellen in Frankreich darüber, dass Verbindungen mit der Levante unter strenger englischer Kontrolle ständen. Ist es schwer, überhaupt zuverlässige Nachrichten zu erhalten, so liegt auch auf der Diskussion der grossen Fragen ein sich ständig steigender Druck. Selbst die grössten Publizisten leiden unter dem Gefühl, dass schliesslich Diskussionen

wenig Sinn haben, wenn doch alles rein machtmässig und durch Diktat der grossen Drei entschieden wird. Die Stimmen der Kleinen, so oft die geistig Interessantesten, werden immer kleinlaut, und was die kleinen Staaten scheinbar in selbstherrlicher Souveränität beschliessen, das muss nicht selten vorher um das diskrete Einverständnis mächtiger Gesandtschaften werben, wenn nicht überhaupt die Souveränität sich schon ganz dahin geflüchtet hat. Man spricht bekanntlich am meisten von der Sonne, wenn sie nirgends zu sehen ist, und jedenfalls spricht man heute sehr viel von Demokratie. Der erfahrene «Pertinax» urteilt sarkastisch, es sei die Diktatur der grossen Drei das einzige Ergebnis des Krieges, und alles Getue in San Franzisko sei nichts anderes, als ein Verhüllungsmanöver dieser brutalen Tatsache. Wenn Dr. Doka eine sehr fesselnde Studie über San Franzisko in der «Ostschweiz» vom 16. Juni 1945 einfach überschreibt mit dem Titel: «Kollektive Unsicherheit», so dürfte schon dadurch ein Nagel auf den Kopf getroffen sein. Nationalrat Oeri hatte vor einiger Zeit in den «Basler Nachrichten» sich in ganz ähnlicher Weise ausgesprochen. Als charakteristische Signatur des Zeitalters darf man wohl eine Entwicklung bezeichnen, die im gleichen Grade auf eine immer stärkere Konzentration der absoluten Macht hinausläuft, als auf eine fortschreitende Zersetzung organisch wirkender Kräfte. Man kann es auch so ausdrücken: Versuch, diktatorisch von militärisch beherrschten Grossmächten aus die kleineren Räume zu vergewaltigen oder auch durch imponierende Einheit der Machtfassade den Abgrund zwischen dem kommunistischen und dem konservativen Lager hinwegzutäuschen. Gehen wir nun zu Einzelheiten über.

Kollektivismus in der Ethik.

Der Begriff der Kollektivschuld spielt heute nicht nur eine Rolle in Sachen des deutschen Volkes. Er liegt bei vielen Massnahmen zugrunde, die zwischen Volk und Volk getroffen werden. Wenn zum Beispiel Russland Schweizer Staatsangehörige in den von ihm besetzten Zonen zurückhält, bis man ein klares Bild über die Behandlung von Russen in der Schweiz habe, so ist das bereits, ähnlich wie beim Geiselsystem, ethischer Kollektivismus. Es gibt natürlich eine Kollektivschuld, etwa in der Lehre von der Erbsünde oder auch in dem Schriftwort, dass Gott die Sünden der Eltern strafe bis ins vierte Geschlecht. Aber diese Schuld entsteht nicht aus persönlichen Verfehlungen derer, die an der Urschuld unbeteiligt waren. Sie ist vielmehr hervorgegangen aus der Schicksalsgemeinschaft, die die Glieder einer Familie oder eines Volkes miteinander verbindet, aus einem mehr oder weniger festen Seinszusammenhang. Dieser bringt es mit sich, dass auch unschuldige Mitglieder einer Familie zu leiden haben unter der Schuld eines Zuchthäuslers, der nun einmal den Namen dieser Familie trägt. Es ist aber leicht einzusehen, dass man nicht berechtigt ist, eine ganze Familie zu verurteilen, weil eines oder mehrere ihrer Glieder gefehlt haben. Und so kann es moralisch nicht erlaubt sein, jeden Unterschied zwischen Schuldigen und Unschuldigen einfach aufzuheben. Die englische Oeffentlichkeit hat recht, wenn sie sich darüber empört, dass die Tschechoslowakei einfach die Sudenteutschen en bloc des Landes verweist. Es hat sich Benesch dann wohl auch bereiftfinden lassen, wenigstens jene zu schonen, die notorisch gegen den Nationalsozialismus gekämpft und die sich als loyale Staatsbürger erwiesen haben, auch will man die ganze Aktion «verlangsamen». Es bleibt aber bedenklich, dass solche Fälle nicht prinzipiell entschieden werden, sondern viel eher aus Erwägungen der Nützlichkeit heraus. Wir konstatieren in diesem Gebiet ein feines Einsickern nationalsozialistischer Anschauungen in das Denken einer grösseren Allgemeinheit. Man vergisst dabei, dass es eine kollektivistische Ethik im Grunde gar nicht gibt, setzt doch jede Ethik das persönliche Gewissen voraus, das schon darum nicht durch ein kollektives Gewissen ersetzt werden kann, weil es so etwas überhaupt nicht gibt. Der Staat oder ein Volk hat ein Gewissen nur insofern, als die einzelnen Menschen in seinem Bereich gewissenhaft sind, er selber ist nicht Persönlichkeit im strengen Sinne, und so verfügt er auch nicht über ein Gewissen. Die kollektive Moral ist also die völlige Auflösung einer jeglichen Moral,

genau so wie der Kollektivismus selber der Tod der menschlichen Persönlichkeit.

Russisches.

So sehr wir die Schwierigkeit sehen, die in der Zusammenarbeit von demokratischen und totalitären Systemen liegt, so sind wir doch weit entfernt davon, allem «Russischen» grundsätzlich mit Misstrauen zu begegnen. So betonen wir gern, dass bei dem bevorstehenden Prozess gegen die vor einiger Zeit in Moskau verhafteten Polen ausländische Berichterstatter und Beobachter zugelassen werden. Auf der anderen Seite aber registrieren wir ebenfalls, was jüngst ein Mitarbeiter der «Times», der in Berlin gewühlt hat, aussagt. Obwohl er in einem freundschaftlichen Geiste die Aufbauarbeit der Sowjets in der früheren Reichshauptstadt behandelt, lässt er sich doch die Bemerkung entschlüpfen, man trete zwar energisch gegen Disziplinlosigkeit auf, aber man dulde es doch, dass sich die Volkswut gegen die Nazis entlade. Das heisst doch wohl nichts anderes, als dass es selbst in Berlin eine Lynchjustiz gibt und dass sie von den russischen Behörden geduldet wird. Wir versuchen es auch, uns die Enttäuschung der Russen darüber vorzustellen, dass ihre westlichen Alliierten so schonend mit denen umgehen, die sie offiziell als ihre Todfeinde bezeichnet haben. Nach den Mitteilungen der Presse beklagen sich selbst deutsche Beamte, die in der Administration wieder Posten angenommen haben, bitter darüber, dass noch so viele erklärte Nazis in ihren Aemtern belassen wurden, und wollte man auch die Kriegsindustrie des sogenannten deutschen Militarismus vernichten, so scheint es doch den Industriellen selber heute nicht so schlecht zu gehen. Wir geben hier weder dem einen recht, noch dem anderen, aber diese Tatsachen zeigen klar auf innere Gegensätze hin, die sich unter der äusseren Gleichschaltung der Weltiktatoren verbergen. Es sind dies Gegensätze, die in der Innenpolitik Frankreichs, Spaniens, Italiens, Belgiens, ja fast aller Länder, bedrohlich hervortreten, auch schon in England, wo es ein vollkommenes Novum darstellt, dass die Arbeiterpartei ihre innerpolitischen Kämpfe auch mit Parolen führt, die ins Aussenpolitische gehen, etwa mit der Behauptung, unter den Konservativen werde es zum Kriege mit Russland kommen. Ueberall berufen sich die einen auf Moskau, während die anderen mit den Demokratien liebäugeln, und so versteht man, wie schnell die freudige Stimmung des Tages der endlich verkündeten Waffenruhe in Europa verklungen ist.

Das schweigende Deutschland.

Vier grosse Häuserblocks mit je einem Blockwart, man kann auch sagen vier voneinander getrennte Trümmerhaufen mit je einem Konkursverwalter, das blieb übrig von des deutschen Reiches Herrlichkeit. Jeder der Blockwarte oder Konkursverwalter spricht eine andere Sprache, aber alle halten sich an die Tradition des Dritten Reiches, nämlich die Diktatur, genannt «Freiheit unter Kontrolle». So beginnt die Erziehung zur Demokratie der Zukunft, und den Militarismus wird man austreiben durch eine neue Potsdamer Wachtparade, genannt Siegesparade, auf die sich die Berliner schon freuen. Die Fremdarbeiter gehen nach Hause und werden durch Fremdsoldaten ersetzt. Deutschland aber schweigt. Die Welt fühlt bereits dieses Schweigen. Denn ein Schweigen wird unheimlich, wenn es über einem Raum brütet, in dem gestern noch so laut gesprochen wurde. Die schöne Musik, mit der übrigens das Hitlerreich immerhin die Menschheit noch erfreut hatte, hat einem Negerjazz Platz gemacht, an den sich das europäische Ohr erst noch gewöhnen muss. Die Unterdrückung der Meinungsfreiheit in Deutschland geht so weit, dass es nicht eine einzige Zeitung mehr gibt, die von Deutschen geschrieben würde, und wenn ein Deutscher etwas schreibt, dann ist es die Pressefreiheit unter Kontrolle. Deutschland schweigt, und auch die deutschen Bischöfe schweigen, wenn sie auch zweifellos ihre normalen Hirtenbriefe schreiben. Neben dem russischen Rätsel gibt es heute auch ein deutsches Rätsel. Wenn Berichterstatter alles Mögliche über die mehr oder weniger unwürdige Haltung der Deutschen berichten, weil doch niemand Nazi gewesen sein will, so wenig wie in irgend einem anderen Lande Europas,

wo es das früher doch auch gegeben haben soll, so hören sie leere Worte und messen ihnen Bedeutung bei. Nur ganz wenige, namentlich Franzosen, hören hinter diesen Worten das grosse Schweigen. Was birgt sich in diesem Geheimnis? Sind es unterirdische Verschwörungen der Werwölfe oder etwas dergleichen? Irgendwohin muss ja wohl die unterdrückte Energie eines so dynamischen Volkes gehen. Jugend, die nicht mehr hoffen darf, einmal zu exerzieren oder durch die Lüfte zu fahren oder sonst etwas Diszipliniertes zu treiben, wird ihre Liebhabereien ins Partisanengelände verlegen. Das ist psychologisch zu erwarten. Da die ganze Welt sich noch dauernd mit dem toten Hitler mehr beschäftigt, als sie es mit dem lebendigen schon getan hat — heute ist er vergiftet, morgen hat er geheiratet, übermorgen hat er schon zwei Kinder, dann ist er mit einem Flugzeug nach Irland entflohen, dann wieder lebt er zurückgezogen in Spanien, oder auch er will blasphemisch die Auferstehung von den Toten in seine Konkurrenzkreuzlegende einfügen oder er sitzt bei Barbarossa im Kyffhäuser oder er wird als Gespenst in Sanssouci erscheinen, gerade wenn die drei Grossen sein Erbe verteilen — warum sollte das deutsche Volk nicht ebenfalls derartige Phantasien pflegen? Wer von Deutschland herüber kommt und heimlich zu Freunden sprechen kann, berichtet von den furchtbaren Zerstörungen durch die Bombardements, von der grossen Armut und Not, er macht den Eindruck eines niedergeschmetterten Menschen. Wir wissen das, weil wir mit solchen gesprochen haben. Man tut schweigend das Notwendige, man nimmt schweigend die Diktate hin, man erwartet schweigend das Kommende.

Die Debatte über Deutschland draussen geht umso lauter vor sich. Wir möchten aus der Fülle der Aufsätze einen hervorheben, den Edgar Salin in den «Annalen» Jahrgang 1945, Seite 88 ff. unter dem Titel «Die deutschen Katakomben» veröffentlicht hat. Der Verfasser warnt vor der stets mehr und mehr um sich greifenden Suche der «Zoologisierung des Menschen». Er macht darauf aufmerksam, dass prinzipiell der nazistische Antisemitismus durchaus verwandt ist mit dem propagandistisch heute so sehr geförderten «Antigermanismus». Er kämpft an gegen das «gleissnerische Wort von der Kollektivschuld», das von den Gegnern der Deutschen heute in einem ähnlichen Sinne gebraucht wird, wie einst vom Nazismus, wo es den Mordunschuldiger Geiseln verbrämen musste. Edgar Salin weist hin auf die Existenz des «anderen Deutschland» und entwickelt ein eindrucksvolles Bild davon. Wir lesen unter anderem: «Juden, Jesuiten und Angehörige ehemals regierender Geschlechter hat die Partei im Jahre 1943 ausdrücklich vom Heeresdienst ausgeschlossen... Dass die Jesuiten und die Fürstenfamilien die Ehre hatten, in die Kategorie der Juden aufgenommen zu werden, ist der schlagendste Beweis für ihre dem Regime feindliche Haltung. Ein Hohenzollern- und ein Hessenprinz, die der Partei verfallen sind, bestätigen als kleine Ausnahme nur die saubere Haltung der alten Geschlechter. Unter den Jesuiten sind überhaupt keine Ausnahmen bekannt geworden, und auch unter den anderen Ordensangehörigen hat die Partei wenig Abtrünnige entdeckt. Die Geistlichkeit beider Konfessionen hat in ihrer überwiegenden Mehrheit trotz aller Bedrängnis unentwegt zu den Katakombenkämpfern gehalten. Die Propaganda hat naturgemäss die Namen derer besonders herausgestellt, die schwach geworden sind, so die Namen einiger hoher katholischer Würdenträger in Oesterreich und die Namen lutherischer Geistlicher, die sich um die Bewegung der «deutschen Christen» unseligen Angedenkens scharten. Aber solche «Lapsi» hat es in allen Zeiten der Anfechtung gegeben; ihre Zahl ist diesmal verschwindend klein gegenüber den Tausenden von Märtyrern, die in den Lagern unter gotteslästerlichen Märtern ihr Leben lassen mussten, und gegenüber den Tausenden von Glaubenszeugen, die von der Kanzel herab und in geheim verbreiteten Hirtenbriefen die Gläubigen ermahnten und stärkten und unter dauernder Lebensgefahr ihre Stimme gegen die Schandtaten der Leiter und ihrer Söldner erhoben, gegen die Judenverfolgungen, gegen die Sterilisierungen, gegen die Hinmordung der Insassen von Invaliden- und Altersheimen und von Irrenanstalten.» Mit hohem Gerechtigkeitssinn tritt Edgar Salin sogar für die so viel geschmähten «Junker» ein.

Wir können mit dem Verfasser in der Wertung gewisser Persönlichkeiten wie Ernst Jünger und Stefan George nicht ganz mitgehen und müssen überdies betonen, dass etwa der Widerstand von Kommunisten ganz andere Motive hatte, als der von gläubigen Christen, dennoch aber anerkennen wir gern, dass dieser Aufsatz sich mutig einer unheilvollen Propaganda widersetzt.

Europa.

In einem lesenswerten Artikel «Kriegsende in Europa» weist J. R. von Salis in der «Neuen Schweizer Rundschau» vom Mai 1945 darauf hin, wie klein Europa geworden ist im Rahmen der kommenden Weltpolitik. Müssen wir auf der Karte schon Deutschland wegdenken, so dürfen wir Europa nur noch einen Platz und nicht einmal den grössten in jenen vier «Regionen» geben, in die sich die Welt zerteilt, gewissen Kulturkreisen, die eine mehr oder weniger grosse Einheit bilden. Es ist Nord- und Südamerika, die Sowjetunion mit vorzüglich slawischem Charakter, es ist die grosse ostasiatische Welt und endlich unser vielgestaltiger Kontinent, einschliesslich Englands. Wen wundert es, wenn er den düstersten Gemälden begegnet, die heute von dem Resteuropa entworfen werden, wie es zum Beispiel in einer eindrucksvollen Stelle eines Artikels aus dem «Katholischen Gedanken» der «Ostschweiz» vom 16. Juni 1945 geschieht, der aus der Feder von Dr. Klaus Ammann, Bern, stammt. Es heisst dort: «Die beiden Riesen Asien und Amerika haben sich aufgemacht, das winzige Europa, dessen Kultur und Kunst, Sinn und Grösse sie nie begreifen noch begriffen haben, zwischen sich zu erdrücken. Denn was verspürt der Mississippi vom Geist unserer gotischen Dome, und die russische Steppe vom Zauber einer Mozart-Sonate? Was weiss Texas von einer Michelangelo-Skizze, und Sibirien von einer Horazode? Im Land der unbegrenzten Möglichkeiten gelten die Riesenschlachthäuser aus armiertem Beton, die Super-Ernte-Maschine, der Pazifik-Express, das laufende Band, die Negro Spirituals und der Steptanz, der Weltmarkt und die Börse. Und von Königsberg bis Wladiwostok herrscht der Traktor, die Fabrik, der längste Staudamm, die Kolchosen und der allmächtige Staat. An beiden Orten — das heisst heute und morgen eben überall auf der Erde — gilt die Masse, die Zahl, die Grösse, die Quantität, der Rekord, das Material, die Wirtschaft, die Macht. Wo aber findet sich noch eine Idee, eine wirkliche, tragende, einigende, vergeistigte und vergeistigende Idee, die etwas Letztes, Höchstes beinhaltet und das Ganze wie den Einzelnen beseelt, seitdem die Tradition der christlichen Idee immer mehr erstickt wurde?»

Solche Elegien liest man heute in den Zeitschriften aller Richtungen, freilich nicht mit dem Ausklang in der christlichen Hoffnung. Und das dürfen wir in all unserer Trauer doch wieder sagen, dass in jedem Lande und in jedem Volke Menschen leben, die sich das grausige Zeitgeschehen zu Herzen genommen haben und dass diese Menschen bereit sind, in der Kraft ihres Glaubens eine bessere Zukunft vorzubereiten. Europa hat so wenig ausgespielt in seiner Erniedrigung als Athen, als es die Beute der mächtigeren Römer wurde, aber es wird seinen geistigen Vorrang nur behaupten können, wenn es sich zu der Idee zurückfindet, in deren Namen es angetreten ist, nämlich zum Christentum.

Kleine Notizen.

Im «Témoignage Chrétien» vom 8. Juni 1945 findet sich ein ausserordentlich interessanter Bericht über die Erlebnisse eines katholischen Laien in Dachau. Es sind Tagebuchnotizen eines dort Gequälten, aus denen wir die ergreifende Tatsache entnehmen, dass selbst in dieser Hölle der Trost der Eucharistie manchem Sterbenden zuteil geworden ist. Unser katholischer Laie hat die heilige Hostie zwischen den Blättern eben seines Tagebuches verborgen zu den Kranken getragen. Bekanntlich befand sich in diesem Lager auch der Bischof von Clermont, Msgr. Piquet, und allem Anschein nach war ihm diese Wohltat zu verdanken.

* * *

Wie die Wochenzeitschrift «Au Carrefour» vom 9. Juni mitteilt, wird in Frankreich die «Soziale Woche» wiederum statt-

finden. Es wird in diesem Jahr das grosse Thema der menschlichen Persönlichkeit in ihrem Verhältnis zu Staat und Wirtschaft behandelt werden. Unter den Vortragenden wird sich auch der angesehene Jesuitenpater Desbuquois befinden, der hochverdiente Leiter der Action Populaire. Die soziale Woche wird veranstaltet werden in Toulouse vom 30. Juli bis zum 4. August.

Ein neuer Psalmentext zum Breviergebet

Die Forderung «psallite sapienter!» war nicht immer leicht zu erfüllen. Denn das Latein der Vulgata-Psalmen war oft holperig, das tempus der verba vielfach falsch, der Text da und dort sinnstörend, ja bisweilen war überhaupt kaum ein vernünftiger Sinn herauszubringen. So war denn eine neue Uebersetzung schon lange ein desideratum.

Im Jahre 1941 hat darum Pius XII. dem Päpstlichen Bibelinstitut den Auftrag gegeben, eine neue lateinische Psalmenuebersetzung zum Gebrauch im Brevier herzustellen. Sechs Patres unter der Leitung des derzeitigen Rektors P. Bea haben in intensiver Arbeit diesen Auftrag erfüllt und im August des vergangenen Jahres den neuen Text dem Hl. Vater unterbreitet. Das Bibelinstitut hat ihn auf Ostern 1945 herausgegeben, und ein päpstliches Motu proprio «In cotidianis precibus» hat der Uebersetzung offiziellen Charakter verliehen.*)

Eine doppelte, nicht leichte Aufgabe war zu lösen:

1. Die Herstellung des hebräischen Urtextes, der allen Anforderungen der Kritik standhält.

Der hl. Hieronymus hatte ein Dreifaches unternommen. Zuerst hatte er sich begnügt, die vetus latina zu verbessern. Dann hatte er auf Geheiss des Papstes Damasus eine lateinische Uebersetzung aus der griechischen LXX hergestellt. Weil er selbst davon nicht befriedigt war, hatte er schliesslich noch eine neue lateinische Uebersetzung unmittelbar aus dem hebräischen Text hergestellt, so wie dieser ihm damals zur Verfügung stand. Die zweite Uebersetzung des Hieronymus, also die lateinische Uebersetzung aus dem Griechischen, wurde dann zum Psalterium Gallicanum, erhielt durch Pius V. nach einigen Verbesserungen offiziellen Charakter für die Kirche und war damit den Brevierbetern vorgeschrieben. Er ist es bis zum heutigen Tag geblieben.

Um eine gute Uebersetzung zu liefern musste man, wie Hieronymus schon getan, auf den hebräischen Urtext zurückgreifen. Alle modernen Hilfsmittel sind nun zu diesem Zweck eingesetzt worden: Philologie, Paläographie, die alten Uebersetzungen vor allem von Aquila, Symmachus, Theodotion und die syrische Peshitta. Dazu die neuere Kenntnis der hebräischen Poesie, Rhythmik und Metrik. Das Ergebnis ist die Herstellung eines hebräischen Textes, wie er etwa im 2. vorchristlichen Jahrhundert vorlag, also eines Textes, der wesentlich älter ist als der masoretische. Nun erst war die Lösung der zweiten Aufgabe möglich:

2. Eine befriedigende lateinische Uebersetzung.

Auch diese zweite Aufgabe war nicht leicht. Die Normen, an welche die Uebersetzer sich gehalten haben, waren im wesentlichen die folgenden: sauberes Latein, das an den Klassikern geschult ist, und doch zugleich pietätvolle Rücksicht auf das Latein der Kirche, wie es seit Jahrhunderten im Gebrauch ist. Ausserdem galt es, die Gliederung der Psalmen nach Strophen hervorzuheben, sowie solche durch den Inhalt oder durch formale Elemente gegeben waren. Und schliesslich musste der Rhythmus herausgearbeitet werden und der Parallelismus als Grundgesetz hebräischer Poesie in Erscheinung treten.

Die Uebersetzer haben ausserdem jedem Psalm eine Inhaltsüberschrift gegeben und dazu noch in ein paar Worten jedem Psalm die inhaltliche Gliederung der Gedanken vorausgeschickt. Der textkritische und exegetische Apparat ist auf ein Minimum beschränkt, ermöglicht aber jedem, wichtigere Textvarianten

*) Liber Psalmorum cum Canticis Breviarii Romani. Nova e textibus primigeniis interpretatio latina cum notis criticis et exegeticis cura Professorum Pontificii Instituti Biblici edita. Romae, e Pontificio Instituto Biblico, MCMXLV.

kennen zu lernen und die Begründung und Berechtigung der vorliegenden Uebersetzung zu beurteilen.

Der Text liest sich flüssig, ist verständlich und weicht doch nicht völlig vom bisherigen ab. Selbstverständlich bleiben auch in dieser Uebersetzung einige Dunkelheiten, die eben im Urtext selber schon vorhanden waren und sich nie völlig aufhellen lassen. Aber der grösste Teil der bisherigen Schwierigkeiten ist behoben, und so ist für alle, die guten Willens sind, ein sapienter psallere von jetzt an wesentlich erleichtert. Der Gebrauch dieser Psalmen beim privaten Breviergebet und im öffentlichen Chorgebet ist gestattet, sobald die vorliegende Uebersetzung «ad Psalterium Breviarii Romani accommodata, ab Officina Libreria Vaticana in lucem edita fuerit».

1943 hat Pius XII. durch die Bibelenzyklika «Divino afflante Spiritu» der wissenschaftlichen Bibelarbeit neuen Auftrieb gegeben und der seelsorglichen Bibelarbeit im Volk grosses Lob spendet. Eine herrliche Frucht dieser Enzyklika ist der neue lateinische Psalmentext für unser Brevier. Den Psalmen sind auch neue Uebersetzungen biblischer Cantica beigegeben. Es wird wohl in den ersten Jahren beim gemeinsamen Beten des Magnificat, des Benedictus usw. gelegentliche Kollisionen geben. Aber das ist nur eine unvermeidliche Uebergangserscheinung. Der neue, von der Kirche approbierte Text wird sich durchsetzen. Damit ist ein alter Wunsch wesentlich rascher in Erfüllung gegangen, als selbst die Optimisten zu hoffen gewagt hatten. Die Tatsache und die Gestaltung dieser neuen Uebersetzung ist eine Apologie des fortschrittlichen Charakters der Kirche und nicht zuletzt des jetzigen Papstes.

Katholische und protestantische Ehereform

Der Liberalismus hat seinem Prinzip getreu auch die Ordnung der Ehe von Gott und der Kirche abgelöst und sie an die Zuständigkeit des Staates gewiesen. An Stelle der kirchlichen Trauung hat er die rein zivile eingeführt. Damit drang die Säkularisierung auch in diese Urzelle der Volksgemeinschaft ein. Wie in allen übrigen Bereichen, in denen sich die liberale Geistigkeit ausbreitete, hat das auch in der Ehe zu einer allmählichen Zerrüttung, ja Zerstörung geführt. Aeusseres Anzeichen des inneren Zerfalles wurden der ansteigende Geburtenrückgang und die zunehmenden Ehescheidungen.

Einer solchen Säkularisierung der Ehegemeinschaft ist die katholische Kirche stets entgegengetreten. Ihr Bestreben war, die Ehe aus der rein weltlichen Anschauung zu erheben zur Weihe der Religion und zur Würde des Sakramentes. Papst Pius XI. erliess am 31. Dezember 1930 seine berühmte Ehe-Enzyklika «Casti connubii» und Pius XII. hat in den Audienzen der letzten Jahre mit Vorliebe von der Ehegemeinschaft gesprochen. Seine Ansprachen sind in zwei wertvollen Büchern gesammelt im Rex-Verlag in der Schweiz erschienen. Die Stimme des Papstes zur Erneuerung der Ehe in christlichem Geiste hat der Schweizer Katholizismus aufgenommen und weitergetragen. Bischof von Streng liess in diesem Geist die Schrift erscheinen: «Das Geheimnis der Ehe», die bereits in 60,000 Exemplaren verbreitet ist. Mit dem Buch «Geschiedene Ehen» hat Bundesrichter Strebel in aufrüttelnder Weise in die bestehende Ehenot eingegriffen. Wertvolle Werke sind auch im Verlag Otto Walter (Wirtz: «Vom Eros zur Ehe»), im Kani-siuswerk («Ehe und Familienleben») und kürzlich im Benziger-Verlag (Didymus Naepius: «Fünfundfünfzig praktische Ratschläge für das Heiraten») erschienen. Nun erscheint auch im Verlag Josef von Matt «Das kleine Ehebuch» von Josef Hüssler (130 S., Kart. Fr. 2.30, geb. Fr. 3.70). Es gibt in knapper Fassung und ehrfürchtiger Sprache alles Wissenswerte für junge Leute, die eine christliche Ehe aufbauen wollen, angefangen von der sakramentalen Weihe bis zu den kleinen und alltäglichen Sorgen und Schwierigkeiten der vorehelichen und der Brautzeit, der jungen und der gereiften Ehe.

Mit diesem Schrifttum, das von einer regen Aufklärungsarbeit in Vorträgen begleitet war, hat sich die katholische Kirche bemüht, die neue Volksgemeinschaft von unten und innen her aufzubauen.

Erfreulicherweise beginnen heute auch die protestantischen Landeskirchen die ihnen durch die bestehende Ehenot erwachsenden Aufgaben zu sehen und anzupacken. Die reformierte Kirchensynode des Kantons Zürich tagte am 16. Mai in einer Sonderberatung über Ehe und Ehescheidung. Der Motionär Dr. W. Hildebrandt verlangte, von der Landeskirche vermehrte Arbeit für die richtige Grundlegung der Ehe und die Ueberprüfung der gesetzlichen Bestimmungen über die Scheidung. Die Ehe sei heute infolge liberaler Geisteshaltung ausgehöhlt und eine Besserung könne nur durch die christliche Besinnung auf das Wesen der Ehe erzielt werden. Weil letztlich niemand anders als das Christentum die tiefsten Ursachen der Ehenot erkennen könne, sei es allein berufen, eine Gesundung der Ehe anzubahnen.

Den Höhepunkt der Synode bildete die Verlesung von zehn Thesen über das Problem der Ehe durch Prof. E. Brunner. Die Proklamation geht davon aus, dass die Ehe grundgelegt werde weder durch einen Vertrag, noch durch einen Liebesbund, sondern durch die Schöpfungsordnung Gottes. Der Mensch ist frei zum Eintritt in eine Ehe, aber nachher ist er gebunden an die göttliche Ordnung. Diese bestimmt die Ehe wesentlich als Einehe und als unauflöslich. Prof. Brunner erklärt deshalb: «Es ist Abkehr von der göttlichen Ordnung, wenn der Mensch kraft seiner Autonomie über die Ehe befinden will». Auch der Staat kann in keinem Fall eine Ehe auflösen, er kann höchstens eine nach der Schöpfungsordnung bereits aufgelöste Ehe als solche bestätigen. — Die Synode hat beschlossen, diese Proklamation an das ganze Volk zu richten. Um über Wege und Mittel zu beraten, wie die Kirche zur Ueberwindung der heutigen Ehenot wirksam beitragen könne, hat die Synode ferner eine spezielle Kommission für Ehefragen eingesetzt, die

ihr in einem Jahr konkrete Vorschläge unterbreiten soll. Dem Beispiel Zürichs ist am 24. Mai die Aargauer Kirchensynode gefolgt. Auch sie hat hauptsächlich dem Problem der christlichen Ehe ihre Beratung gewidmet.

In diesen Bestrebungen zur Reform der Ehe ist ein neuer Wille im Protestantismus erkennbar, die Ordnung der Sittlichkeit und des Rechtes, die der liberale Staat seiner Kompetenz unterstellt hat, wieder dem christlichen Einfluss zurückzugewinnen und mit christlichem Geist zu erneuern. Auch hier ist erfreulicherweise festzustellen, dass katholische und protestantische Bemühungen sich treffen und auf dasselbe Ziel lossteuern.

Mitteilung

Die Verwaltung der «Apologetischen Blätter» bittet die geschätzten Abonnenten, den allfällig noch ausstehenden Abonnementsbetrag für das 3. Quartal oder 2. Halbjahr 1945 mit eingelegetem Einzahlungsschein zu begleichen. Für prompte Erledigung, was uns Arbeit und Ihnen die Spesen einer Nachnahme erspart, danken wir Ihnen herzlich.

Preise für Inserate, die dem Charakter der «Apologetischen Blätter» entsprechen:

1/2 Seite Fr. 110.— 1/4 Seite Fr. 60.—
1/8 Seite Fr. 35.— 1/16 Seite Fr. 20.—

Inseratenannahme durch «Apologetische Blätter»
Zürich, Auf der Mauer 13

Abonnementspreise:

Jährlich Fr. 8.60 — halbjährlich Fr. 4.40 — vierteljährlich Fr. 2.30

Bücher zum Aufbau einer christlichen Ehe

Adolf Kolping

Ehe und Familienleben

88 Seiten in Grossoktav, mit 6 ganzseitigen Tiefdruckbildern.
Kart. Fr. 2.70

„Die Rettung des Menschengeschlechtes fängt an bei der Familie, bei der Ehe, bei der Hochzeit...“, sagt Adolf Kolping. Aus dieser Überzeugung heraus hat er seine lebensnahen Gedanken und Ratschläge zum Eheleben in diesem Buche niedergeschrieben.

Durch jede Buchhandlung

VERLAG DES KANISIUSWERKES, FREIBURO/SCHWEIZ

Didymus Naepius

Fünfundfünfzig praktische Ratschläge für das Heiraten

Gebunden Fr. 3.50

„Zwei Eheleute, kluge und feine Menschen, die einander sehr lieben, haben dieses Bändchen verfaßt, das viel Segen bringen kann und wird. Ganz klar wird gesagt, wer wen heiraten darf und soll und warum man ebenbürtig heiraten muß. Diese Ratschläge sind geeignet, wenn man sie wirklich befolgt, eine echte Ehe aufbauen zu helfen. Den jungen Menschen wird die Ehe als das dargestellt, was sie ist: eine heilige Institution.“ (Das Aufgebot.) Für weite Kreise.

In jeder Buchhandlung

BENZIGER-VERLAG, EINSIEDELN-ZÜRICH

Geschenkbücher von bleibendem Wert

Papst Pius XII

Eheleben und Familienglück

Ansprachen an die Neuvermählten, gehalten im Jahre 1943. Mit einem Titelbild. Halbleinwand mit Schutzumschlag. Schöne Ausstattung. 248 S. Fr. 5.90.

„Mit einem feinen Blick für die Alltäglichkeiten des Lebens zeichnet er unnachahmlich schön das Werden der jungen Liebe, die Zeit der Bewährung in der Treue, die vielseitigen Verpflichtungen und Gefahren des glücklichen Familienlebens.“ (Alte und Neue Welt)

Das Ideal der christlichen Ehe

Ansprachen des Papstes an die Neuvermählten, gehalten in den Jahren 1939—41. Mit einem Titelbild des Papstes. Halbleinband mit Schutzumschlag. Gediegene Geschenkausstattung. 224 Seiten. Fr. 5.90

„Diese Botschaft Pius XII. über das christliche Eheideal gehört zum Schönsten und Erhabensten, was in der Weltliteratur über die Ehe und Familie je geschrieben worden ist!“ (Schweizer. kath. Sonntagsblatt)

Dr. Josef Meier/Eugen Vogt

Das Lebensbuch für Brautleute

200 Seiten. Mit 4 Bildtafeln und 4 zweifarbigen Spruchblättern. Schöne Ausstattung. Fr. 7.50.

Priester, Arzt, Vater, Mutter und Heimgestalter haben an diesem Buch gearbeitet. Ein wahres und beglückendes Lebensbuch.

Dr. Josef Meier

Familie vor Gott

Standesgebetbuch und Familienrituale für Vater und Mutter. Mit einem Vorwort des hochw. Bischofs von Basel-Lugano. Leinen Fr. 3.50. Kunstleder/Goldschnitt Fr. 5.50. Ganzleder/Goldschnitt Fr. 9.50.

„Familie vor Gott“ ist ein ganz ausgezeichnetes, modernes Elterngebetbuch. Es vertieft und erklärt das christliche Familienleben.

REX-VERLAG, LUZERN